

Im vorangegangenen Einleitungskapitel haben wir kurz darauf hingewiesen, dass wir in diesem Lehrbuch zwei Verständnisse interpretativer Methoden unterscheiden: ein enges und weites Verständnis (siehe Abschn. 1.2). Beide spielen in der qualitativen Forschungspraxis eine Rolle. Einerseits – in einem engen oder *paradigmatischen* Verständnis – stellen interpretative Methoden etwas Eigenständiges, Autonomes dar, das nicht so einfach mit anderen Ansätzen kombinierbar ist (und auch nicht unbedingt sein muss, ist das entsprechende interpretative Forschungsdesign doch in der Regel sehr komplex, kohärent und aus sich heraus erkenntnisgenerierend). Andererseits – in einem weiten oder *instrumentellen* Verständnis – erscheinen interpretative Methoden, mitunter forschungspragmatisch begründet, als bloße Hilfs-Werkzeuge zur Gewinnung von Daten und Informationen, mit denen nicht-interpretative, (post-)positivistische Designs, etwa Fallstudien-Designs und QCA arbeiten, können in dieser Hinsicht also beliebig und ohne Rücksicht auf paradigmatische Verluste verwendet werden. Diese unterschiedlichen Verständnisse interpretativer Methoden stellen eine Herausforderung für die Darstellung in diesem Lehrbuch dar, insofern wir ihnen beiden gerecht werden wollen.

Wir haben versucht, diese Herausforderung in diesem Kapitel wie folgt zu lösen: Zunächst führen wir in das enge, paradigmatische Verständnis ein (Abschn. 2.1), bevor wir zur Vorstellung ausgewählter Methoden der Datenerhebung (Abschn. 2.2) und Datenauswertung (Abschn. 2.3) sowie kombinierter, integrativer Ansätze (Abschn. 2.4) übergehen. Bei der Vorstellung der einzelnen Methoden und Ansätze zeigen wir zu Beginn jeweils den wissenschaftstheoretischen (also im *engeren* Verständnis interpretativen) Begründungsrahmen auf.

Zugleich aber lassen sich die Einzelmethoden, gerade die der Datenerhebung, ohne diese paradigmatische Fundierung erlernen und anwenden: als Techniken, für die es Instruktionen gibt, wie sie „gut“ ausgeführt werden, welche Schritte zu gehen sind, was dabei beachtet werden muss. Der Schwerpunkt bei der Darstellung der Methoden liegt auf diesen anwendungsbezogenen Aspekten. Beispielhafte Vorstellungen von Studien werden, wo immer sich das anbietet, die Anwendung der Methoden in der Forschungspraxis illustrieren.

Auch wenn das für interpretative „Puristen“ ein Graus ist: Studierende haben unserer Ansicht nach ein Recht darauf – in Kenntnis der methodologischen Komplexität und des Wissens um die methodischen Anwendungsbedingungen – ihre eigenen (Forschungs- und Methoden-) Wege zu gehen, auch wenn diese jenseits dieses puristischen Pfades in einer rein instrumentellen Anwendung eines Interviews oder eines Beobachtungsverfahrens verlaufen sollten. Und auch wenn das für methodologische „anything goes“-Advokaten ein Graus ist: Studierende haben unserer Ansicht nach die Pflicht, sich mit wissenschaftstheoretischen Grundlagen der Methodennutzung auseinanderzusetzen, da sie sonst keine reflektierten eigenen Entscheidungen im Forschungsprozess treffen können. Um im oft aufgerufenen Bild des Werkzeugkastens zu bleiben: Es nützt nichts, mit Werkzeugen richtig umgehen zu können, wenn man nicht weiß, wozu sie dienen und in welchen Fällen sie sinnvoll eingesetzt werden können.

2.1 Das interpretative Paradigma

Wir haben das engere Verständnis interpretativer Ansätze und Methoden, das in diesem Abschnitt skizziert wird, mehrfach als *paradigmatisch* bezeichnet. Mit dem Begriff Paradigma hat der US-amerikanische Wissenschaftsphilosoph Thomas Kuhn (2009) in seinem erstmals 1962 erschienenen Buch *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* ein geteiltes fachwissenschaftliches Verständnis und eine darauf basierende Forschungspraxis von Wissenschaftlern beschrieben, die auf einer gemeinsamen wissenschaftstheoretischen Position und dem damit zusammenhängenden anerkannten Repertoire an Theorien und Methoden beruhen, die zugleich bestimmen, was für die Forschung interessant und wie dies zu beforschen sei – „solving puzzles“, wie Kuhn es nennt. Paradigmen werden in Lehrbüchern, auf wissenschaftlichen Kongressen, in universitären Vorlesungen und Seminaren abgebildet, institutionalisiert, verbreitet und durch beispielhafte

Studien repräsentiert.¹ In diesem Sinne spricht man auch von einem interpretativen Paradigma in der empirisch-qualitativen Forschung.

Theoretische Begründung und Prinzipien interpretativer Forschung

Im letzten Kapitel haben wir zwei Methodologien angeführt, die sich dem interpretativen Paradigma zuordnen lassen und damit ontologische und epistemologische Annahmen teilen: die *Co-Writing Cultures* und die *Contextual Analyses*.² Beiden gemeinsam ist ihr Ziel, die Sinnhaftigkeit sozialer Wirklichkeit verständlich zu machen und damit Sinn zu vermitteln und Orientierung zu geben. Sie konzeptualisieren politische Phänomene als Ausdruck eines „human meaning making“, wie Dvora Yanow und Peregrine Schwartz-Shea (2015, S. xxv) in der Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *Interpretation and Method: Empirical Research Methods and the Interpretive Turn* schreiben: „Governmental, legal, organizational, communal, and other social actions and their analysis are a human activity, and human perception is not a ‚mirror of nature‘ (Rorty 1979) but an interpretation of it.“³ In der kurzen Diskussion der

¹Für die wissenschaftstheoretisch interessierten Leser: Das ist natürlich eine bestimmte Interpretation von „Paradigma“. In Kuhns Buch lässt sich eine eher unscharfe Begriffsverwendung mit zahlreichen unterschiedlichen Bedeutungen konstatieren, die sich zudem an den Naturwissenschaften orientiert (siehe dazu Wray 2011). Über die prinzipielle Eignung des Begriffs in der und für die Politikwissenschaft gab es durchaus kontroverse Diskussionen (z. B. Ball 1976; Polsby 1998), für die konkrete politikwissenschaftliche Forschungspraxis hat er sich indes als produktiv erwiesen (z. B. Blunt 2015; Guilhot 2016).

²Beide Bezeichnungen werden in der im engeren Sinne interpretativen Methodendiskussion kaum verwendet. Wir denken jedoch, dass sie geeignet sind, die im politikwissenschaftlichen Diskurs eher marginalisierten Ansätze des interpretativen Paradigmas in das dominierende wissenschaftstheoretische Grundverständnis der Politikwissenschaft einzuschreiben und sie so besser artikulierbar zu machen. Sie eröffnen zugleich einen Ausweg aus dem wissenschaftstheoretischen Begriffslabyrinth in der sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion, in der es keinen Konsens darüber gibt, wie genau auf die ontologischen und epistemologischen Positionen rekurriert werden soll. Während z. B. Yanow und Schwartz-Shea (2015) auf Konstruktivismus als ontologische Basis einer interpretativen Epistemologie verweisen, sieht Schwandt (2003) konstruktivistische, interpretative und hermeneutische Epistemologien nebeneinander als Ausdruck einer gemeinsamen ontologischen Auffassung von Welt.

³Yanow (2015, S. 22) liefert in dem Buch noch einen weiteren, normativen Grund für eine interpretative Forschungssicht in der Politikwissenschaft: „In addition, applied to neighborhoods, communities, organizations, states, public policies, governmental decision making, and other empirical settings, interpretive approaches are arguably more democratic in character than analyses informed by methodological positivism: they accord the status of

Bedeutungsfülle des Begriffs „qualitativ“ im Einleitungskapitel haben wir in dieser Hinsicht mit Hollstein und Ullrich (2003) das Sinnverstehen als Kernkategorie von qualitativer – nun können wir präziser sagen: interpretativer – Forschung eingeführt.⁴ Dem interpretativen Paradigma verpflichtete Forscher gehen in dieser Hinsicht von der Grundannahme eines „interpretive understanding of human experience“ (Nelson et al. 1992, S. 4) aus, wodurch ein gemeinsamer theoretischer Ausgangspunkt „in der Betonung des aktiven und kreativen menschlichen Zeichen- und Symbolgebrauchs, des permanenten Zusammenspiels von Deuten und Handeln in konkreten Situationen sowie der interaktiven Herstellung sozialer Ordnungen“ (Keller 2012, S. 17; Hervorhebung i. O.) gegeben ist, wie Reiner Keller in seinem Einführungsbuch *Das Interpretative Paradigma* schreibt. Das „Interpretative“ des Paradigmas verweist damit auf zweierlei: dass gesellschaftliche (und politische) Wirklichkeit nicht einfach „objektiv“ gegeben ist (auch wenn sie so von den Akteuren wahrgenommen werden mag), sondern in einem andauernden und wechselseitigen Deutungs- und Handlungsprozess aktiv hergestellt wird; und dass qualitative Forschung, die ja selbst eine in einem bestimmten Kontext stattfindende „situiertere“ soziale Praxis ist, diesen Prozess (regelgeleitet) deutend erschließt.

In diesem Sinn nimmt interpretativ verfahrenende Forschung vielfältige theoretische Traditionslinien auf, die von der philosophischen Hermeneutik und Phänomenologie über Max Webers Konzept einer verstehenden Soziologie und den US-amerikanischen Pragmatismus bis zum symbolischen Interaktionismus, zur Ethnomethodologie und zum sozialen Konstruktivismus reichen. In den letzten Jahrzehnten haben darüber hinaus u. a. poststrukturalistische, (post-)feministische und postkoloniale Ansätze sowie die Praxistheorie weitere wichtige Impulse (und methodologische Herausforderungen) geliefert (siehe dazu z. B. Denzin und Lincoln 2003). Als eine der wichtigsten theoretischen Begründungen, die von

Fußnote 3 (Fortsetzung)

expertise to local knowledge possessed by situational actors, not just to the technical expertise of researchers. Much of the work to date in interpretive policy analysis [...] appears to be motivated by a desire not only to explain agency performance, but to make it more just, more equitable, more effective“.

⁴Die im kurzen Abriss der geschichtlichen Methodendiskussion in der Politikwissenschaft im Einleitungskapitel vermerkten Differenzen zwischen dem, was Goertz und Mahoney (2012) auf der einen und Hollstein und Ullrich (2003) auf der anderen Seite als „qualitativ“ definierten, lässt sich damit als Unterscheidung zwischen (post-)positivistisch-qualitativen und interpretativ-qualitativen Methoden bestimmen. In dieser Hinsicht müsste unter Einbezug quantitativer Methoden nicht eine Geschichte *zweier*, sondern *dreier* empirischer Forschungskulturen (nicht nur) in der Politikwissenschaft erzählt werden.

einem großen Teil der „interpretive community“ (Denzin 2009b, S. 140) geteilt wird, ist dabei der symbolische Interaktionismus, der das menschliche Zusammenleben als einen interaktiven Deutungsprozess begreift, „in dem Objekte geschaffen, bestätigt, umgeformt und verworfen werden. Das Leben und das Handeln von Menschen wandeln sich notwendigerweise in Übereinstimmung mit den Wandlungen, die in ihrer Objektwelt vor sich gehen“ (Blumer 1973, S. 91). Herbert Blumer, der den symbolischen Interaktionismus wesentlich mitbegründete, formulierte dazu drei Prämissen, die den interpretativen Blick des qualitativen Forschers auf die (inter-)subjektiven und situativen Aushandlungsprozesse in bestimmten („natürlichen“) Situationen und deren Handlungsfolgen sowie die Rekonstruktion der Bedeutungen sozialer Phänomene lenkt:

Die *erste* Prämisse besagt, daß Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ wird alles gefaßt, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die *zweite* Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die *dritte* Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden (Blumer 1973, S. 81; Hervorhebungen i. O.).

Dass sich Menschen in sozialen und politischen Bewegungen engagieren, weil bestimmte Sachverhalte, die über diese Bewegungen artikuliert werden, für sie eine bestimmte Bedeutung besitzen, liegt auf der Hand. Dabei kann es darum gehen, sich auf lokaler Ebene gegen eine Neugestaltung einer Straße einzusetzen, auf regionaler Ebene den Bau eines Müllkraftwerkes zu verhindern, auf über-regionaler und nationaler Ebene gegen eine „Islamisierung des Abendlandes“ auf die Straßen zu gehen: Immer geht es dabei um die Bedeutung, die die Akteure den Dingen geben: eine unbefestigte und bei schlechtem Wetter kaum passierbare Straße wird zum Politikum, da sie als letztes Aufbegehren gegen die Gentrifizierung eines Stadtviertels gesehen wird, ein teures und in seiner feudalen Symbolik für eine demokratisch verfasste Gesellschaft zumindest höchst merkwürdiges Stadtschloss wird zum Objekt des Begehrens, insofern es für eine problematisch gewordene nationale Kontinuität (ein-)stehen kann, und Islamisierungstendenzen werden dann überall gesehen, wenn die eigene gesellschaftliche Stellung und

Zukunftsperspektive als gefährdet wahrgenommen wird. Ob die mit den Anliegen vorgebrachten Argumente „faktisch“ zutreffen, sich die Zukunft Kreuzbergs am Fraenkelufer entscheidet (was die Bezirksbewohner im Übrigen nicht so sahen, der entsprechende Bürgerentscheid scheiterte 2016 an mangelnder Teilnahme), Berlin an historischen Bauten gar so arm ist (was sich durch einen Spaziergang durch Mitte schnell überprüfen ließe) oder nicht-islamische Bio-Deutsche in zehn Jahren in der Minderheit sein werden (wofür die prognostisch verwendbare Datenlage eher nicht spricht), spielt letztlich keine Rolle. Die Bedeutungen dieser „Dinge“ (Gentrifizierung, nationale Identität, kulturelle „Überfremdung“) sind weder vorab gegeben, noch fix: Sie werden in der Kommunikation und Interaktion der Beteiligten geschaffen und können immer wieder neu ausgehandelt werden, etwa über Flugblätter, in Aufrufen, im Internet, in Bürgerversammlungen, auf Demonstrationen, und das sowohl in der gegenseitigen Bestätigung der Ingroup als auch der Abgrenzung gegen eine Outgroup.

Wie setzt sich diese Perspektive nun in der empirischen Forschungspraxis um? Interpretativen Forschern geht es im Anschluss an ein symbolisch-interaktionistisches Verständnis etwa um die Frage, wie Bedeutungen im politischen Diskurs und Handeln entstehen, verhandelt werden und sich verändern. Ein Beispiel dafür geben Shoon Lio, Scott Melzer und Ellen Reese in der 2008 erschienen Studie „Constructing Threat and Appropriating ‚Civil Rights‘“, in der sie die rhetorischen Strategien untersuchten, mit denen sich die US-amerikanische Waffenlobby NRA für ein Recht des Einzelnen, Waffen zu besitzen, einsetzten. Die Autoren zeigen in dem Artikel auf, wie NRA-Führungskräften in Reden, Zeitungsbeiträgen und Internet-Dokumenten eine Bedrohung durch „gefährliche Andere“, nicht zuletzt „kriminelle Immigranten“ konstruieren und dadurch den Waffenbesitz mit der gesellschaftspolitisch positiven und wichtigen Bedeutung der Abwehr von existenziellen Gefahren für die US-amerikanische Gesellschaft ausgeben können. Dass diese sogenannten „framing strategies“ politisch durchaus erfolgreich sind, zeigt die große Resonanz, die die Argumente trotz (oder auch gerade wegen) der hohen Prävalenz von oft tödlicher Waffengewalt im öffentlichen Raum in der US-Bevölkerung und in politischen Debatten erfahren, zum Beispiel bei der gesetzlich verankerten Billigung des Tragens versteckter Waffen an texanischen Universitäten.⁵ Methodisch handelt es sich bei dem Vorgehen der Forscher um

⁵In der weiteren Interpretation führen Lio et al. (2008) aus, dass die Botschaften darauf abzielten, bei Menschen Resonanz zu finden, die einer gesellschaftlich lange Zeit dominierenden Gruppe angehören und Angst vor einem Statusverlust aufgrund des demografischen Wandels haben. Aus sozialpsychologischer Sicht lässt sich die Konstruktion der „gefährlichen

eine Diskursanalyse – genauer gesagt: eine Rahmenanalyse (*Frame Analysis*) –, die wir in Abschn. 2.3.2 in diesem Kapitel vorstellen.

Aus den skizzierten theoretisch Überlegungen ergeben sich eine Reihe von forschungsleitenden (oder zumindest, wenn man die Unterscheidung von Hollstein und Ullrich (2003) ernst nimmt: die Forschungspraxis orientierenden) Prinzipien:

- **Kontextualität:** Der Sinn sozialer und politischer Phänomene ist nur unter Einbezug des Kontextes, in dem sie auftreten, zu verstehen – context is key. In dieser Hinsicht wird oft von einem Naturalismus interpretativer Forschung („an interpretive naturalistic approach to the world“, wie Norman K. Denzin und Yvonna S. Lincoln (2003, S. 31), zwei der wichtigsten Vertreter der interpretativen Community, schreiben) gesprochen, der auf eine Untersuchung von Phänomenen in ihrer „natürlichen“ Umgebung zielt und die Kontextbedingtheit von Äußerungen und Handlungen systematisch berücksichtigt (statt etwa unter Laborbedingungen mögliche Einflüsse als „Störungen“ auszuschließen).
- **Prozesshaftigkeit, Offenheit und Flexibilität:** Interpretative Forschung folgt in der Regel einer zirkulären Forschungsstrategie (siehe Abb. 2.1 nach Witt 2001), in der – statt mit Hypothesen zu beginnen, die dann getestet werden – Thesen und Theorien aus dem empirischen Material heraus entwickelt (Induktion) und ggf. auch wieder überprüft (Abduktion) werden. Das erfordert mitunter eine „on-site flexibility“ (Yanow und Schwartz-Shea 2015, S. xviii), die Kompetenz also, das methodische Design, das methodische Vorgehen (z. B. das Sampling) und die theoretischen Bezüge im Laufe des Forschungsprozess den Erfordernissen des Feldes oder der Forschungssituation anzupassen und zu verändern.
- **Reflexivität:** Der Forscher wird als konstitutiver Teil des Forschungsfeldes gesehen. Bei der Vorstellung der *Co-Writing Cultures* wurde der gemeinsame Prozess der Sinnstiftung zwischen Forscher und Akteuren im Feld bereits vermerkt. Auch für andere Methoden der *Contextual Analysis*, etwa das Interview, trifft das zu: Der Forscher ist an der Produktion der Daten maßgeblich beteiligt.

Fußnote 5 (Fortsetzung)

Anderen“ als Projekt verstehen. Den Zusammenhang von Statusangst, projektiver Konstruktion von „Anderen“, politischen Einstellungen und Gewaltbereitschaft hat die Forschungsgruppe um Wilhelm Heitmeyer für Deutschland in einer quantitativen Langzeituntersuchung beforscht, deren Befunde unter dem Titel *Deutsche Zustände* veröffentlicht wurden (z. B. Heitmeyer 2011).

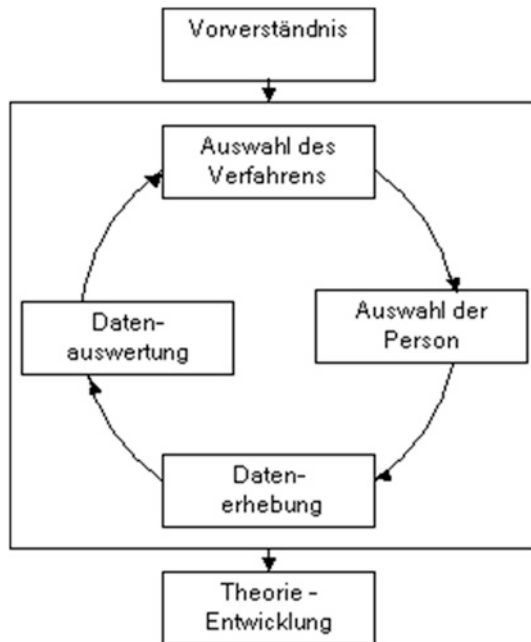


Abb. 2.1 Forschungsstrategie in interpretativer Forschung. (Witt 2001)

Angesichts der Bedeutung der Subjektivität des Forschers im Forschungsprozess wird der Reflexion seiner Vorannahmen, seiner Rolle im Feld und bei der Interpretation der Daten besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

An dieser Stelle lässt sich nun doch ein – zumindest in der „interpretativen Community“ weitgehend geteiltes – Kernverständnis interpretativer Forschung als Orientierungsrahmen formulieren, dessen Angabe wir uns aus gutem Grund angesichts der paradigmatischen Unterschiede zwischen den hier im Lehrbuch versammelten Ansätzen für die qualitativen Methoden in der Politikwissenschaft insgesamt in der Einleitung enthalten haben.⁶ Norman K. Denzin und Yvonna S.

⁶Entsprechende Definitionsansätze finden sich auch für die Fallstudie in Kap. 3 und konfigurativ-vergleichende Methoden bzw. QCA in Kap. 4.

Lincoln (2003, S. 3) führen dazu in ihrem dreibändigen *SAGE Handbook of Qualitative Research* aus:⁷

Qualitative research is a situated activity that locates the observer in the world. It consists of a set of interpretive, material practices that make the world visible. These practices transform the world. They turn the world into a series of representations, including field notes, interviews, conversations, photographs, memos and recordings to the self. At this level, qualitative research involves an interpretive, naturalistic approach to the world. That means that qualitative researchers study things in their natural settings, attempting to make sense of, or interpret, phenomena in terms of the meanings people bring to them.

Das interpretative Paradigma im interdisziplinären Kontext

Wie die genannten theoretischen Überlegungen und methodologischen Prinzipien in ein kohärentes Forschungsdesign überführt und in der Forschungspraxis zur Anwendung gebracht werden, hängt nicht zuletzt davon ab, in welcher Disziplin sie sich bewähren müssen. Interpretative Forschungsansätze und -methoden sind in den Sozial-, Wirtschafts-, Geistes- und Kulturwissenschaften in unterschiedlichem Maße etabliert und institutionalisiert. Jede Disziplin hat zugleich ihre je spezifischen Diskursregeln; damit verändert sich auch ihr Gestaltungs- und Entfaltungsfreiraum. Während interpretative Verfahren etwa in der Ethnologie seit

⁷Natürlich gibt es zahllose weitere Definitionsversuche, die jedoch i. d. R. die hier angeführten Elemente lediglich in der ein oder anderen Weise variieren. Beispielfhaft sei die aus dem bereits erwähnten Sammelband *Interpretation and Method* zitiert: „In sum, scientific practices that focus on meaning and meaning making in specific situational contexts and on processes of sense making more broadly are informed by interpretive philosophies and presuppositions. They are concerned with understanding the lifeworld of the actor in the situation(s) being studied, but they also reflect on the problematics of (re)presenting that lifeworld and those meanings, including the role of the researcher as an actor in doing so, and they engage the role of language and other artifacts in constructing and communicating meaning and social relationships in that lifeworld. Research begins from the presupposition that social reality is multifold, that its interpretation is shaped by one's experience with that reality, and that experiences are lived in the context of intersubjective meaning making. The researcher engages these meanings through various methods that allow access to actors' meanings. Interpretation operates at several levels: that of the situational actor and/or the researcher experiencing and interpreting an event or setting; of the researcher interpreting conversational interviews with situational actors and situation-relevant documents and extending those interpretations in preparing a report; and of the reader or audience interpreting the written or oral report. In this view, all knowledge is interpretive, and interpretation (of acts, language, and objects) is the only method appropriate to the human, social world when the research question concerns matters of human meaning“ (Yanow 2015, S. 22).

Begründung dieser Disziplin einen festen und anerkannten, ja dominierenden Platz haben und sich über viele Jahrzehnte entwickeln konnten (was nicht heißt, dass sie hier nicht auch bestimmten disziplinären Reglementierungen unterworfen waren und sind), sind sie in der Politikwissenschaft, wie der kurze Abriss zur Geschichte (siehe Abschn. 1.1) gezeigt hat, recht jungen Datums und haben es angesichts der Dominanz von quantitativen und anderen qualitativen Ansätzen, die hier im Lehrbuch vorgestellt werden, deutlich schwerer. Pointiert ausgedrückt: Das interpretative Paradigma wurde außerhalb der Politikwissenschaft entwickelt, stellt sozusagen einen Forschungsimport dar; mit der Überführung in die Politikwissenschaft änderte sich gleichwohl der Kontext der Debatte (und wir wissen ja: context is key), Begriffe und Konzepte verändern damit auch ihren Sinn (man könnte mit Mieke Bal (2002) von „travelling concepts“ sprechen). Was etwa in der Politikwissenschaft als interpretativ firmiert, kann (wie die Inhaltsanalyse) in Teilen der Soziologie oder Ethnologie als positivistisch und überhaupt nicht mehr interpretativ gesehen werden; auch eine Bezeichnung wie Wahrheits-tafel, der in der QCA (siehe Kap. 4) verwendet wird, lässt eingefleischte interpretative Methodiker qualvoll erblassen. Andersrum gerät das, was mitunter dort als interpretativ erscheint (etwa psychoanalytisch fundierte tiefenhermeneutische Verfahren oder die Autoethnographie) im Blick der Politikwissenschaft an die Grenze des als empirische Forschung Anerkannten. Die seit einigen Jahren in der nordamerikanischen und australischen Debatte verstärkt lancierten indigenen Methoden (wie das Storytelling oder Dreaming) wiederum stellen das Selbstverständnis „westlicher“ Wissensproduktion insgesamt infrage.

Als weitere aktuelle Tendenzen in der interpretativen Forschung lassen sich unter anderem benennen:

- **Diversifizierung:** Nach der erfolgten Etablierung und Institutionalisierung qualitativer Forschungsansätze kam es in den letzten Jahren – auch im Zuge der Hinwendung zu visuellen Verfahren und dem Internet als Forschungsort – zur Entwicklung einer kaum mehr zu überschauende Anzahl von spezifischen Einzelmethoden. Hubert Knoblauch (2013) vermerkt dazu pointiert: „Die jüngeren Entwicklungen in der qualitativen Sozialforschung sind nämlich so vielfältig und vielgestaltig, dass es kaum möglich ist, sie insgesamt zu überblicken. Ihre Darstellung müsste notgedrungen in einer bloßen Auflistung münden, die kaum unterhaltsamer wäre als etwa die alttestamentarische Genealogie der Söhne Noahs (1. MOSE 10).“
- **Globalisierung und Indigenisierung:** Es lässt sich eine weite Übernahme und Institutionalisierung von etablierten Ansätzen und Methoden der qualitativen Forschung auch außerhalb des globalen Nordens sowie – in postkolonialer

Perspektive – ein Bemühen um die Begründung von „alternativen“ Methodologien und Methoden auf Basis von nicht-„westlichen“ Ontologien und Epistemologien konstatieren (vgl. Hsiung 2012).

- Politisierung: In Teilen gerade der US-amerikanischen „interpretive community“ wird programmatisch das gesellschaftskritische und emanzipatorische Potenzial qualitativer Forschung als Beitrag zu einem „social change“ stark gemacht, um der wahrgenommenen Hegemonie einer vermeintlich wertfreien und interessenlosen sozioökonomischen Verwertungs- und Nützlichkeitslogik von Forschung (etwa zur Absicherung politischer Entscheidungsprozesse) etwas entgegenzusetzen. In diesem Sinn zitiert etwa der in der interpretativen Methodendebatte einflussreiche Norman K. Denzin (2009a) in seinem Buch *Qualitative Research Under Fire* die feministische Soziologin Patricia Hill Collins zustimmend: „What makes critical qualitative inquiry ‚critical‘ is its commitment to social justice for one’s own group and/or for other groups“ (Collins 1998, S. XIV).

Gütekriterien interpretativer Forschung

Ein letzter Aspekt erscheint noch wichtig, bevor wir in die Vorstellung ausgewählter Methoden der Datenerhebung eintauchen. Er betrifft die Gütekriterien interpretativer Forschung, also Kriterien, die es erlauben, die Qualität interpretativ verfahrender empirischer Forschung zu beurteilen.⁸ Nach wie vor wird die Frage nach angemessenen Gütekriterien kontrovers diskutiert. Die für quantitative Forschung wesentlichen Kriterien der Reliabilität, Validität, Repräsentativität und Objektivität werden von vielen qualitativ, insbesondere interpretativ Forschenden problematisiert und mitunter als nicht angemessen zurückgewiesen (zur Diskussion im deutschsprachigen Raum siehe z. B. Steinke 2004; Flick 2010). Vor dem Hintergrund der im vorigen Kapitel angeführten wissenschaftstheoretischen Annahmen ist das durchaus stimmig, wird doch bereits von der Vorstellung einer „objektiven“ Wirklichkeit, deren „Wahrheit“ durch die „richtige“ Methode erfasst werden kann, Abstand genommen. Und das Postulat, dass die Subjektivität des Forschers nicht nur unumgänglich ist im Forschungsprozess, sondern eine wichtige Erkenntnisquelle darstellt, kann im konventionellen Güteverständnis quantitativer Forschung lediglich als billige Provokation oder misslungene Praxis bewertet werden.

⁸Die anderen in diesem Lehrbuch vorgestellten Ansätze haben in dieser Hinsicht eigene Kriterien der Beurteilung der Güte der mit ihnen arbeitenden Forschung entwickelt (siehe dazu Kap. 3 und 4).

„What is problematic here“, resümieren Dvora Yanow und Peregrine Schwartz-Shea (2015, S. xix), „is that quantitative methods are, by and large, informed by positivist philosophical presuppositions, *and their evaluative criteria have grown out of these ontological and epistemological presuppositions*, whereas qualitative methods are informed, explicitly or not, by interpretive philosophical presuppositions and have their own evaluative criteria“ (Herv. i. O.).

Aber welche evaluativen Kriterien können demgegenüber in interpretativer Forschung (gerade in der Politikwissenschaft, in denen diese Forschung besonders begründungsbedürftig ist) stark gemacht werden? Folgende Kriterien werden in der Literatur besonders diskutiert:

- Transparenz und intersubjektive Nachvollziehbarkeit: Dokumentation des Forschungsprozesses, des Vorverständnisses, des Auswertungsverfahrens, der Ergebnispräsentation, der Entscheidungen und Probleme;
- Plausibilität: Kohärenz und Widerspruchsfreiheit der Analysen und Befunde, kommunikative Validierung durch Rückspielen der Befunde an die Beforschten, d. h. Diskussion der Ergebnisse zusammen mit den Forschungspartnern;
- Relevanz für Alltag, Praxis und Emanzipation im Sinne des genannten Plädoyers für eine interpretative Forschung als Beitrag zu sozialem Wandel;
- systematische Reflexion der konstitutiven Subjektivität (z. B. mittels Feldtagebuch, Interpretationsgruppe, Supervision) und Beachtung forschungsethischer Standards, auf die wir am Ende dieses Abschnitts nochmals zurückkommen werden;
- Triangulation als sinnvolle und systematische Verbindung unterschiedlicher qualitativer (und ggf. auch quantitativer) Einzelmethoden, um der komplexen und teils widersprüchlichen Multiperspektivität im Untersuchungsfeld durch unterschiedliche Perspektiven auf den Gegenstand gerecht zu werden und damit die Belastbarkeit der Befunde zu erhöhen (siehe dazu u. a. Denzin 2012a).

Von diesen Kriterien möchten wir das erste – das der Transparenz – etwas genauer darstellen. Es hat sich in den letzten Jahren in der US-amerikanischen Debatte als Kernkriterium zur Beurteilung der Güte einer qualitativen Studie herausgebildet. Andrew Moravcsik (2014a, S. 4), einer der Protagonisten der Debatte, begründet die Bedeutung von Transparenz über die wissenschaftstheoretischen Gräben hinweg:

Unlike almost any other methodological ideal, transparency unifies rather than divides social scientists across the full range of disciplines, epistemologies, methods,

theories and substantive interests. Transparency enjoys this consensual status because it constitutes social science as a legitimate collective activity. To publicize data, theory and methods is to fulfill a basic ethical responsibility to act toward other scholars with openness and honesty.

Moravcsik unterscheidet dabei drei unterschiedliche Arten von Transparenz: Daten-, analytische und Prozesstransparenz:

The first, data transparency, obliges social scientists to publicize the evidence on which their research rests. The second dimension, analytic transparency, obliges social scientists to publicize how they measure, code, interpret, and analyze that data. The third dimension, process transparency, obliges social scientists to publicize the broader set of research design choices that gave rise to the particular combination of data, theories, and methods they employ.

Zur Herstellung der Datentransparenz verweist er auf eine aktuelle Initiative, an der ein Teil der wichtigen politikwissenschaftlichen Journals mitwirkt, im Rahmen von (Online-)Zeitschriftenartikeln als Qualitätsstandard Links zum empirischen Material (etwa Interviewtranskripten mit Kontextinformationen) bereitzustellen, die es Lesern ermöglichen, über die üblicherweise kurzen und oft illustrativen Zitate in den Artikeln hinaus die Analysen und Interpretationen anhand des Originalmaterials nachzuvollziehen und zu kritisieren, etwa durch die Entwicklung von Alternativdeutungen. Er bezeichnet das als „active citation“:

Active citation, by contrast, offers a general standard and format for presenting qualitative results that is far more general, flexible, logistically convenient, and epistemologically appropriate. Active citation envisages that *any empirical citation be hyperlinked to an annotated excerpt from the original source, which appears in a “transparency appendix” at the end of the paper, article, or book chapter* (Moravcsik 2014b, S. 50; Herv. i. O.).

Transparenz und Nachvollziehbarkeit stellen gerade auch bei qualitativen, insbesondere interpretativen Abschlussarbeiten ein zentrales Güte- und für die Begutachtenden damit auch Bewertungskriterium dar. Wie man dem im einzelnen Projekt gerecht werden kann, ist individuell zu entscheiden (und üblicherweise mit den Betreuenden abzustimmen), zumal auch forschungsethische Fragen (z. B. der Anonymisierung) eine Rolle spielen. Standard sollte indes sein, das in der Arbeit analysierte empirische Material (Interviewtranskripte, Beobachtungsprotokolle, Dokumente der Inhaltsanalyse) im Anhang mitzuliefern (z. B. auf einer druckkostenschonenden CD-Rom, vertraulich nur für die Gutachter, um den Mehraufwand der Anonymisierung zu vermeiden). Inwieweit darüber hinaus

Zwischenergebnisse des Analyseprozesses (z. B. Kodierschema, Kategoriensystem) beigefügt sind, hängt wesentlich davon ab, ob die in der Arbeit angebotene Interpretation dem Leser auch ohne dieses ergänzende Material nachvollziehbar und plausibel ist. Ein Ende der Diskussion um Gütekriterien und eine konsensuelle Vereinbarung, wie diese in die Forschungspraxis überführt werden sollen, sind indes noch lange nicht in Sicht.

Konsens sollte indes der Bezug auf die Bedeutung forschungsethischer Standards sein. Die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) hat dazu einen Ethikkodex entwickelt, der dazu dient

Politikwissenschaftler/innen für ethische Probleme ihrer Arbeit zu sensibilisieren und sie zu ermutigen, ihr eigenes berufliches Handeln kritisch zu prüfen. Insbesondere sind die universitär tätigen Politikwissenschaftler/innen aufgefordert, dem wissenschaftlichen Nachwuchs und den Studierenden die Elemente berufsethischen Handelns zu vermitteln und sie zu einer entsprechenden Praxis anzuhalten.⁹

Unter Hervorhebung der sozialen Verantwortung von Politikwissenschaftlern werden in dem Kodex auch die „Rechte der Untersuchten“ bestimmt, unter anderem:

1. Das Befolgen von Regeln der wissenschaftlichen Methode kann ungünstige oder spezielle Risiken für Individuen oder Gruppen nach sich ziehen. Darüber hinaus kann das Forschungshandeln den zukünftigen Zugang zu einer Untersuchungspopulation für den gesamten Berufsstand oder verwandte Berufsgruppen einschränken oder verschließen. Beides haben Politikwissenschaftler/-innen zu antizipieren, um negative Auswirkungen zu vermeiden.
2. In der politikwissenschaftlichen Forschung sind die Persönlichkeitsrechte der in politikwissenschaftliche Untersuchungen einbezogenen Personen ebenso wie ihr Recht zur freien Entscheidung über die Beteiligung an Forschungsvorhaben zu respektieren.
3. Generell gilt für die Beteiligung an politikwissenschaftlichen Untersuchungen, dass diese freiwillig ist und auf der Grundlage einer möglichst ausführlichen Information über Ziele und Methoden des entsprechenden Forschungsvorhabens erfolgt. Nicht immer kann das Prinzip der informierten Einwilligung in die Praxis umgesetzt werden, z. B. wenn durch eine umfassende Vorabinformation die Forschungsergebnisse in nicht vertretbarer Weise verzerrt würden. In solchen Fällen muss versucht werden, andere Möglichkeiten der informierten Einwilligung zu nutzen.

⁹Siehe <https://www.dvpw.de/wir/profil/ethikkodex.html>.

4. Besondere Anstrengungen zur Gewährleistung einer angemessenen Information sind erforderlich, wenn die in die Untersuchung einbezogenen Individuen über einen geringen Bildungsgrad verfügen, einen niedrigen Sozialstatus haben, Minoritäten oder Randgruppen angehören.

5. Personen, die in Untersuchungen als Beobachtete oder Befragte oder in anderer Weise, z. B. im Zusammenhang mit der Auswertung persönlicher Dokumente, einbezogen werden, dürfen durch die Forschung keinen Nachteilen oder Gefahren ausgesetzt werden. Die Betroffenen sind über alle Risiken aufzuklären, die das Maß dessen überschreiten, was im Alltag üblich ist. Die Anonymität der befragten oder untersuchten Personen ist zu wahren.

6. Im Rahmen des Möglichen sollen Politikwissenschaftler potenzielle Vertrauensverletzungen voraussehen. Verfahren, die eine Identifizierung der Untersuchten ausschließen, sollen in allen geeigneten Fällen genutzt werden. Besondere Aufmerksamkeit ist den durch die elektronische Datenverarbeitung gegebenen Möglichkeiten des Zugangs zu Daten zu widmen. Auch hier sind sorgfältige Vorkehrungen zum Schutz vertraulicher Informationen erforderlich.

7. Von untersuchten Personen erlangte vertrauliche Informationen müssen entsprechend behandelt werden; diese Verpflichtung gilt für alle Mitglieder der Forschungsgruppe (auch Interviewer, Codierer, Schreibkräfte etc.), die über einen Datenzugriff verfügen. Es liegt in der Verantwortung der Projektleiter, die Mitarbeiter hierüber zu informieren und den Zugang zu vertraulichem Material zu kontrollieren.

So wichtig derart kodifizierte Forschungsmaximen sind: Es ist gleichwohl wichtig zu betonen, dass sie i. d. R. nur entscheidungs- und handlungsorientierende Funktion haben können und forschungsethische Entscheidungen situativ getroffen werden und sich in der Praxis selbst bewähren müssen.¹⁰

2.2 Methoden der Datenerhebung

Qualitative Forschung in der Politikwissenschaft kann auf eine Vielzahl interpretativer Methoden zur Datenerhebung zurückgreifen, die über viele Jahrzehnte hinweg zumeist in anderen Disziplinen wie der Soziologie, Ethnologie, Anthropologie und Psychologie entwickelt worden sind. Es ist wichtig, sich die-

¹⁰Zum Umgang mit ethischen Herausforderungen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis siehe von Unger et al. (2014); zur Problematik von Ethik-Kodizes und institutionalisierten Ethik-Kommissionen siehe Haggerty (2004).

ser Ursprünge und den Entwicklungslinien bewusst zu sein, da die Methoden Spuren ihrer Geschichte in sich tragen und dies eine reflektierte Verwendung im Sinne einer fragestellungsbezogenen und forschungsprozessorientierten Modifikation dieser Methoden erfordert.

In der Methodenliteratur findet man heute zahlreiche mehr oder weniger prominente interpretative Methoden der Datenerhebung in vielfältigen Spielarten. So wird das *Interview* etwa als Leitfaden-, Experten-, narratives, biografisches, fokussiertes, problemzentriertes, episodisches, rezeptives, aktives, Tiefen- oder Intensivinterview thematisiert. *Beobachtungen* werden als offene und verdeckte, strukturierte und unstrukturierte, teilnehmende und nicht-teilnehmende, direkte und indirekte, Feld- oder Laborbeobachtungen diskutiert. Unterschiedliche Spielarten findet man auch bei *Gruppendiskussionen*, qualitativen *Experimenten*, *visuellen Methoden*, die Fotografien und Videos nutzen, und der methodischen Verwendung von Internet-Material. Diese Vielfalt ist mitunter verwirrend und suggeriert zugleich, dass zu jeder Forschungsfrage eine „passende“ Methode vorhanden sei, die letztlich nur in der Literatur gefunden und dann lehrbuchartig angewandt werden müsse. Gerade in Bezug auf interpretative Methoden, deren Verwendung auf der grundlegenden Erkenntnis einer unhintergehbaren Deutung sozialer Wirklichkeit beruht und immer kontextspezifisch erfolgt, ist diese Annahme problematisch; Methoden müssen stets in einer reflektierten und begründeten Weise für das eigene Forschungsvorhaben „übersetzt“, also an die spezifische Problem- und Fragestellung angepasst und manchmal auch im Laufe des Forschungsprozesses stärker verändert werden, als dies in einer lehrbuchartigen Darstellung der Methode beschrieben wird. Insofern ist eine Kenntnis der methodischen Grundlagen, Prinzipien und Herausforderungen wichtiger als eine kleinteilige Vermittlung möglichst aller verfügbaren Methoden-„Werkzeuge“.

Mit dem Interview (Abschn. 2.1), der Gruppendiskussion (Abschn. 2.2) und der Beobachtung (Abschn. 2.3) werden hier die – bezogen auf die Häufigkeit der Verwendung und die praktische Handhabbarkeit, die gerade bei studentischen Forschungsprojekten relevant ist – wichtigsten Methoden der interpretativen Datenerhebung in der Politikwissenschaft vorgestellt und anhand von Studienbeispielen veranschaulicht.

Bei diesen Methoden haben angesichts der zunehmenden Medialisierung und Digitalisierung sozialer Wirklichkeit in den letzten Jahren visuelle Verfahren an Bedeutung gewonnen, etwa die Nutzung von Fotos, Videos und des Internets als Kommunikationsmedium und Forschungsort. Dies stellt besondere methodologische

Herausforderungen an die Forschenden, auf die bei den einzelnen Methoden nur punktuell eingegangen werden kann.¹¹

2.2.1 Qualitatives Interview

2.2.1.1 Was ist ein qualitatives Interview?

Das Interview stellt die am häufigsten genutzte und am weitesten verbreitete Methode der Gewinnung interpretativer Daten in den Sozialwissenschaften dar. Es dient unter anderem dazu,

- Themen, zu denen bislang wenig Daten und Erkenntnisse vorliegen, explorativ zu beforschen (und die Ergebnisse ggf. für die Entwicklung standardisierter Befragungsinstrumente zu nutzen),
- gezielt Informationen oder Expertenwissen zu einem bestimmten Thema zu generieren (und diese ggf. im Rahmen von Fallstudien oder QCA-Untersuchungen zu verwenden),
- die subjektiven Sichtweisen von Akteuren, ihre Deutungsmuster und Wirklichkeitskonzepte, ihre lebensweltlichen und -geschichtlichen Erfahrungen zu untersuchen und
- komplexe, mitunter widersprüchlich erscheinende Wirkungszusammenhänge verstehend zu rekonstruieren und zu vermitteln.

Politikwissenschaftliche Forschung ist oft mit diesen Herausforderungen konfrontiert. Daher wird in empirischen Studien (nicht zuletzt im Kontext von Fallstudien und QCA-Designs) oft auf die Methode des Interviews zurückgegriffen, durch die bereits mit einer geringen Fallzahl wichtige Informationen erhalten werden können.¹²

¹¹Für weiterführende Überlegungen zu visuellen Verfahren in der Datenerhebung siehe z. B. Harper (2003), Emmison (2004), Heath (2004), Denzin (2012); Doerr und Milman (2014).

¹²Im Vorgängerlehrbuch von Blatter et al. (2007, S. 60) heißt es dazu: „Da mit der Fortentwicklung moderner Gesellschaften immer neuer Regulierungsbedarf entsteht und politisches Handeln stets mit neuen Problemmaterien und Entscheidungskonstellationen konfrontiert ist, lassen sich Akteurkonstellationen und Handlungsmotive im politischen Entscheidungsprozess kaum standardisieren. Um Aufschluss über bestimmte Entscheidungskonstellationen und deren Determinanten zu erhalten, müssen detailgenaue Informationen über beteiligte Akteure, diskutierte Entscheidungsoptionen, verfügbare Informationsressourcen und Handlungsrestriktionen gewonnen werden. In vielen Fällen kann schon die Rekonstruktion von einzelnen Fällen Informationen über neue Entscheidungssituationen generieren“.

Wegen der Omnipräsenz von Interviews macht es wenig Sinn, auf bestimmte Studien zu verweisen, die in der Geschichte politikwissenschaftlicher Forschung wegweisend in der Anwendung von Interviews gewesen wären; einen aktuellen Einblick in unterschiedliche Anwendungsfelder von und forschungspraktische Erfahrungen mit Interviews gibt beispielsweise das 2013 von Layna Mosley herausgegebene Buch *Interview Research in Political Science*.

Ein wesentlicher Grund für die weite Verbreitung liegt in der (vermeintlichen) Alltagsnähe des Interviews. Ständig werden wir mit unterschiedlichen Formen des Interviews konfrontiert: Politiker werden in den Nachrichten journalistisch befragt, sogenannte Experten und Betroffene kommen in Talkshows zu Wort, in den zahllosen Kriminalserien wird das Verhör als Königsweg zur Identifikation des Mörders präsentiert, Passanten werden in Fußgängerzonen bedrängt, ihre Meinung zu äußern, Ärzten versuchen, in der Rekonstruktion unserer Leidensgeschichten und Symptomschilderungen zu einer tragfähigen medizinischen Diagnose zu gelangen, wir müssen in Prüfungen und Bewerbungsgesprächen Rede und Antwort auf alle möglichen und unmöglichen Fragen stehen. Wir leben, wie Norman K. Denzin und Yvonna S. Lincoln (2003, S. 47 f.), pointiert schreiben, in einer „interview society, in a society whose members seem to believe that interviews generate useful information about lived-experiences and its meanings. The interview has become a taken-for-granted feature of our mediated, mass culture“ (vgl. auch Atkinson und Silverman 1997).

Diese alltägliche und als selbstverständlich wahrgenommene Allgegenwärtigkeit sozialer Gesprächssituationen bringt jedoch folgenreiche Missverständnisse und Probleme für ein *sozialwissenschaftliches* Verständnis des qualitativen Interviews mit sich. Sie reichen von den (meist relativ einfach auszuräumenden) Erwartungen von Befragten, einen journalistisch-investigativen Fragenkatalog vorgesetzt zu bekommen (weshalb sie von Aufforderungen zum freien Erzählen oder offeneren Fragen mitunter irritiert sind), über den herausfordernden Umgang mit im Interviewgeben trainierten Politikern, die von vorab einstudierten Statements nicht abzuweichen versuchen, bis hin zur Vorstellung von Forschern, einfach nur die richtigen Fragen stellen zu müssen, um aus den Antworten schnell und einfach genau die Daten zu erhalten, die zur Beantwortung der Forschungsfrage nötig sind.

Doch die „richtigen“ Fragen zu stellen, ist alles andere als einfach, und auch nicht die einzige Herausforderung, die es zu bewältigen gilt, ist doch genau zu überlegen,...

- wer sinnvollerweise befragt werden soll (Fallauswahl, Sampling),
- wie man an diese Personen herankommt und was man ihnen vorab über das Forschungsprojekt erzählt (Feldzugang, Adressierung/Rekrutierung, Vorinformationen, Datenschutz),
- in welchem Rahmen das Interview geführt werden soll (Setting-Gestaltung),
- welche Struktur man dem Interview gibt und wie man seine eigene Rolle im Gespräch definiert (Wahl der spezifischen Interviewmethode, Performanz) und
- was schließlich mit dem Interview im Anschluss gemacht werden soll (Transkription, Auswertung und Publikation, Archivierung).

Ein qualitatives Interview zu führen, ist eine voraussetzungsreiche Tätigkeit, die sich durch die bewusst erzeugte und gestaltete Künstlichkeit der Gesprächssituation, die machtvolle Asymmetrie zwischen dem, der fragt, und dem, der antwortet, und der systematischen Art und Weise der Hervorbringung von Äußerungen (Antworten, Erzählungen) vom Alltagsgespräch unterscheidet. In sozialkonstruktivistischer Perspektive ist jedes Interview zunächst *„Kommunikation und zwar wechselseitige, und daher auch ein Prozess. Jedes Interview ist Interaktion und Kooperation. Das ‚Interview‘ als fertiger Text ist gerade das Produkt des ‚Interviews‘ als gemeinsamem Interaktionsprozess, von Erzählperson und interviewender Person gemeinsam erzeugt“* (Helfferich 2011, S. 12; Hervorhebung i. O). Wesentlich ist in diesem Sinn das Verständnis des qualitativen Interviews als ein sozialer Prozess, in dem in einer dafür bewusst hergestellten Kommunikationssituation gemeinsam Sinn generiert wird, als eine soziale Interaktionspraxis, deren „result is as much a product of this social dynamics as it is a product of accurate accounts and replies“ (Fontana und Frey 2003, S. 64; siehe dazu auch Deppermann 2014).

Dieses interpretative Verständnis des Interviews ist folgenreich. Gegenüber der post-positivistischen Konzeptualisierung eines möglichst neutralen und objektiven Interviewers, der keinen Einfluss auf das Antwortverhalten und die konkreten Antworten der befragten „Versuchsperson“ nimmt, um diese als einzig relevante Daten nutzen zu können (vgl. z. B. Diekmann 2005, S. 375–403), berücksichtigt die interpretative Sozialforschung den Kontext der gewonnenen Aussagen (Kontextspezifität) und die (nicht immer so bewusst gestaltete) aktive Rolle des Forschers bei der Generierung dieser Aussagen: „Respondents are not so much repositories of knowledge – treasures of information awaiting excavation – as they are constructors of knowledge in collaboration with interviewers“ (Holstein und Gubrium 1995, S. 4). Das bedeutet zum einen, dass nicht die einzelne Aussage eines Befragten per se ein Datum ist, das für die Auswertung genutzt werden

kann, sondern erst im Zusammenhang mit der entsprechenden Frage oder dem Erzählimpuls dazu (gemacht) wird und dementsprechend sinnvoll interpretiert werden kann.¹³

Zum anderen bedürfen Vorbereitung und Durchführung eines Interviews ebenso wie die Auswertung des erzeugten Interviewmaterials eines Bewusstseins der Effekte, die Interviewende im Forschungsprozess haben. Zahlreiche Studien haben deutlich gemacht, dass die Wahrnehmung des/der Interviewenden im Hinblick auf dessen/deren Geschlecht, Alter, sozialen Status, ethnisch Begriffe Herkunft, sexuelle Orientierung usw. das Interviewgeschehen mal mehr, mal weniger stark beeinflussen (vgl. z. B. Williams und Heikes 1993; Manderson et al. 2006; Broom et al. 2009; Pezalla et al. 2012). Die Subjektivität der am Interview Beteiligten wird indes nicht als weitgehend zu eliminierender, da verzerrender Störfaktor und potenzielle Fehlerquelle, sondern als konstitutive Begebenheit begriffen, die – in reflektierter Weise – produktiv genutzt werden kann: „Interviews sind immer beeinflusst, es fragt sich nur, wie. Es geht darum, diesen Einfluss kompetent, reflektiert, kontrolliert und auf eine der Interviewform und dem Forschungsgegenstand angemessene Weise zu gestalten“ (Helfferich 2011, S. 12).

Um ein qualitatives Interview reflektiert und kontrolliert zu führen, sind mehrere grundlegende Entscheidungen, wie es konzeptionell zu gestalten ist, zu treffen. Folgende Fragen, die zugleich den großen Spielraum der forschungspraktischen Nutzung von Interviews deutlich machen, können dabei als Orientierung dienen (modifiziert nach Helfferich 2011, S. 37–46; vgl. auch Willner 2012, S. 626–629):

- *Inwieweit ist der Interviewverlauf strukturiert?* Hier eröffnet sich ein großer Spielraum, der von Interviewformen, in denen ausformulierte Fragen in einer vorab festgelegten Reihenfolge gestellt werden (strukturiertes und standardisiertes Interview, ähnlich dem in quantitativer Forschung verwendeten) bis zu Interviewformen reicht, bei denen lediglich das Thema grob festgelegt ist und der Gesprächsverlauf den Relevanzsetzungen des Befragten folgt (offenes

¹³Auch das aktuell feststellbare Bemühen um Datentransparenz (siehe Ausführungen zu den Gütekriterien in Abschn. 2.1 oben) lässt sich als zunehmendes Bewusstsein hinsichtlich der Bedeutung des Kontextes verstehen. In dieser Hinsicht sollte z. B. in Abschlussarbeiten, die wesentlich auf qualitativen Interviews beruhen, versucht werden, beim Zitieren aus den Interviewtranskripten auch die Fragen zu den Antworten der Befragten mit anzuführen.

Interview).¹⁴ Zumeist werden Formen verwendet, die zwischen diesen Extremen liegen und sich als teil-strukturiert beschreiben lassen. Dabei kommt i. d. R. ein Leitfaden zum Einsatz (zur Entwicklung eines Leitfadens siehe Abschn. 2.2.1.3), der als Orientierungshilfe dient, um wichtige Themen und Aspekte, die im Interview zur Sprache kommen sollen, nicht aus den Augen zu verlieren.



- *Wie sind die Redeanteile der Beteiligten definiert?* Hier sind unterschiedliche Positionierungen im Spannungsfeld zwischen dem Bemühen um weitgehende Zurückhaltung des Interviewers, das auf längere monologische Teile des Befragten zielt, und einer dialogischen Gestaltung, in der beide Beteiligten diskursiv gemeinsam zum Gespräch beitragen, möglich und/oder in unterschiedlichen Phasen des Interviews strategisch beziehbar.



- *Welche Forschungshaltung wird eingenommen?* Mit dem Redeanteil verbunden, aber nicht deckungsgleich, ist die Frage nach der Einbringung der Subjektivität des Forschers. In dieser Hinsicht ist festzulegen, inwieweit sich der Interviewer mit Bewertungen des Gesagten, emotionalen Reaktionen usw. zurückhält (also neutral zu verhalten versucht) oder die Gesprächsdynamik durch eigene Positionen und „Geschichten“, provokante Fragen u. a. aktiv mit beeinflusst (sich also als Akteur im Gespräch stärker engagiert).

¹⁴Den Relevanzsetzungen des Befragten zu folgen kann konkret heißen, längere Zeit im Interview einem Thema zu widmen, das der Befragte in seiner Erzählung aufgebracht hat und das ihm daher offenbar wichtig ist, auch wenn dieses nicht im Leitfaden abgebildet ist und sich der Bezug zur „eigentlichen“ Forschungsfrage nicht direkt zeigt. In der Auswertung des Interviews kann es sich gleichwohl erweisen, dass das Thema zentrale Bedeutung für das Forschungsvorhaben besitzt und es um einen Aspekt bereichert, der bislang unterbelichtet war. Damit eröffnet das Prinzip, der Relevanzsetzung des Befragten zu folgen, eine Möglichkeit der systematischen Entdeckung von Unerwartetem und Neuem.



- *Wie wird mit (Vor-)Wissen in Bezug auf den Forschungsgegenstand umgegangen?* In einer Reihe von Lehrbüchern der qualitativen Sozialforschung wird die Meinung vertreten, dass Vorwissen bezüglich des Forschungsgegenstands, weitgehend ausgeblendet werden sollte, um offen und vorurteilslos in ein Interview zu gehen. Dies scheint indes eine in der Forschungspraxis nur selten einlösbare – und vielfach auch gar nicht erwünschte – Forderung zu sein. Realiter spielt auf Alltags- und Erfahrungswissen basierendes und im Rahmen von Literaturrecherchen angeeignetes (Vor-)Wissen meistens eine nicht unerhebliche Rolle. Bei einigen Interviewformen, wie etwa dem Experteninterview, ist die Signalisierung von fundiertem Wissen über den Gesprächsgegenstand zudem eine wichtige Strategie, um – im Sinne von Professionalitäts-Perfomanz oder „Credibility“ – ernst genommen zu werden und den Rapport zu erhöhen.



Die methodischen Entscheidungen, die sich in der Beantwortung dieser Frage abbilden und die getroffen werden, um dem Forschungsgegenstand „gerecht“ zu werden, führen in der Forschungspraxis zu sehr unterschiedlichen Interviewformen. Die alleinige Aussage, dass in einer Studie Interviews geführt wurden, ist angesichts dieser Vielfältigkeit möglicher Interviewformen für ein Verständnis des Interviewprozesses und eine Beurteilung der Datenqualität wenig hilfreich. Auch der Verweis auf die Nutzung von leitfadengestützten Interviews sagt kaum etwas darüber aus, wie stark dieser den Gesprächsverlauf strukturiert hat und wie er letztlich verwendet wurde. In Experteninterviews kommt beispielsweise oft ein Leitfaden zum Einsatz, der über tendenziell standardisierte Fragen, die eine leichtere Vergleichbarkeit der Antworten in der Analyse versprechen, das Interview stark strukturieren. Ein in narrativen Interviews verwendeter Leitfaden enthält demgegenüber meist nur schlagwortartig Themen, die im Nachfrageteil zum offenen Erzählen angesprochen werden sollen, sofern der Befragte dies nicht vorher schon selbstständig getan hat.

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich unterschiedliche Interviewmethoden in der interpretativen Sozialforschung entwickelt und etabliert, die je spezifische Antworten darauf geben, wie mit den in den genannten Fragen aufscheinenden Spannungsverhältnissen systematisch umgegangen werden kann (für einen informativen Überblick zu Interviewvarianten siehe Helfferich 2011, S. 36 f.; Hopf 2012).

Tab. 2.1 Unterschiedliche Interviewvarianten im Vergleich. (Eigene Darstellung: Phil C. Langer)

	Strukturiertheit	Redeanteile	Forschungshaltung	Vorwissen
Experteninterview	Stark bis sehr stark	Eher dialogisch	Professionell distanziert	Einbringen
Narratives Interview	Wenig	Monologisch	Zurückhaltend	Ausklammern
Problemzentriertes Interview	Mittel bis stark	Dialogisch	Nicht-direktiv aktiv	Teilweise einbringen
Aktives Interview	Mittel	Stark dialogisch	Aktiv engagiert	Einbringen

Mit dem *Experteninterview*, dem *narrativen*, dem *problemzentrierten* und dem *aktiven Interview* werden hier vier ausgewählte Methoden vorgestellt.¹⁵ Inwieweit sie sich für das eigene Projekt eignen (oder entsprechend angepasst werden müssen), hängt im Wesentlichen von der Forschungsfrage ab.

In der politikwissenschaftlichen Forschungspraxis – nicht zuletzt im Sinne eines instrumentellen Verständnisses interpretativer Methoden – sind es zwei Interviewformen, auf die wir besonders hinweisen möchten: das Experten- und das narrative Interview. In der Praxis der Fallstudienforschung (siehe dazu Kap. 3) etwa spielen zwei Zielgruppen eine zentrale Rolle: Beteiligte (z. B. Politiker, Aktivisten) und Beobachter (z. B. Journalisten, Wissenschaftler). Für Gespräche mit Beobachtern, in denen im bisherigen Verlauf des Forschungsprozesses gewonnene Erkenntnisse ergänzt und verdichtet, ggf. auch gemeinsam interpretiert werden sollen, eignet sich insbesondere das Experteninterview. Bei beteiligten Akteuren hingegen ist meistens eine offene und narrative Interviewform produktiv.

In Tab. 2.1 sind einige wichtige Charakteristika der regelmäßigen Verwendung der im Folgenden näher beschriebenen Methoden angeführt.

¹⁵In der politikwissenschaftlichen Forschung wird darüber hinaus vielfach mit sogenannten *Elite-Interviews* gearbeitet. Die Bestimmung des Interviews erfolgt, in ähnlicher Weise wie beim Experteninterview, über die Rolle des Befragten (hier: als Teil der politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen o. ä. Elite). Der Begriff Elite ist ähnlich deutungsoffen und -bedürftig wie der des Experten, die Interviewform indes weit weniger gut konzeptualisiert. Daher wird hier das Experteninterview vorgestellt; in der Diskussion des Studienbeispiels (siehe Abschn. 2.2.1.4) kommen wir nochmals auf das Eliteinterview zurück. Zum Elite-Interview siehe z. B. auch Tansey (2007), Harvey (2011), Lancaster (2016).

2.2.1.2 Welche Interviewformen gibt es?

Experteninterview

Das Experteninterview ist dadurch definiert, dass dem Befragten eine bestimmte Rolle – nämlich die eines Experten – in Bezug auf den Forschungsgegenstand zugewiesen wird.¹⁶ Was aber oder wer ist in dieser Hinsicht ein „Experte“? Experte beschreibt Gläser und Laudel (2010, S. 12, 13; Hervorhebung i. O.) zufolge *„die spezifische Rolle des Interviewpartners als Quelle von Spezialwissen über die zu erforschenden sozialen Sachverhalte“*, die „eine besondere, mitunter sogar exklusive Stellung in dem sozialen Kontext, den wir untersuchen wollen“, besitzen. Als ein Beispiel nennen sie Politiker, die am Zustandekommen der deutschen Einheit beteiligt waren und dadurch Informationen über die politischen Entscheidungsprozesse geben können, die bisher nicht publiziert sind. In dieser Hinsicht interessieren sie uns in den Interviews nicht als Personen an sich; vielmehr ist es ihr Wissen über Ereignisse, an denen sie mitgewirkt haben, die sie selbst mitgestaltet haben oder über die sie besonderes Insider-Wissen verfügen, die im Fokus unseres Forschungsinteresses sind. Nicht immer müssen diese Experten dabei eine machtvolle Position einnehmen: Wenn ich mich für die Funktionsweise einer sozialen Bewegung interessiere, kann es sinnvoll sein, die Organisatorin einer Demonstration oder eine Bloggerin als „Expertin“ anzusprechen, um ihr Spezialwissen zu erhalten. Auch sind Experten nicht unbedingt selbst Akteure im Feld, sondern können ebenso journalistische oder wissenschaftliche Beobachter desselben sein, die durch ihre investigative oder analytische Arbeit dennoch einen privilegierten Einblick ins Feld haben.

Ein besonderes Merkmal von Experteninterviews ist eine zweifache Asymmetrie. Zwar hat der Interviewer das Recht, die Fragen zu stellen, die ihn interessieren, (und die Hoffnung, Antworten auf sie zu erhalten); der Informations- und Wissensvorsprung der Befragten ist indes oft so groß (und die gesellschaftliche oder

¹⁶Der aufmerksame Leser wird bemerken, dass die Definitionskriterien bzgl. der Interviews nicht einheitlich und trennscharf sind. Während der Experteninterview durch die Rolle des Befragten bestimmt ist, ist das problemzentrierte Interview durch eine bestimmte Gliederung und das aktive Interview durch eine spezifische Art und Weise der Interviewführung charakterisiert. Kombinationen lassen sich also durchaus vorstellen, etwa als aktive Experteninterviews, auch wenn sie in der Forschungspraxis eher seltener vorkommen. Die terminologische Fixierung als Interview X oder Y dient letztlich v. a. als Orientierung für angehende qualitative Forscher, zur einfacheren Kommunikation zwischen Forschenden (hier insb. zwischen Autor und Leser einer Studie) und Legitimation des gewählten Vorgehens.

politische Stellung mitunter derart exponiert), dass sich das Machtverhältnis in der Forschungssituation subjektiv mehr oder weniger stark verschiebt. Aus dieser Konstellation folgen zwei in der obigen Abbildung für das Experteninterview angeführte Merkmale: Eine thematisch intensive Vorbereitung ist regelmäßig eine wichtige Voraussetzung, um Experten produktiv zu befragen, da sie durch Einbringen des entsprechend angeeigneten Wissens ins Interview ermöglicht, gezielt „gute“ Fragen zu stellen und sich als ernst zunehmender, „professioneller“ Gesprächspartner zu präsentieren. Dieses fundierte (Vor-)Wissen geht so auch in die Entwicklung des Leitfadens ein, der im Experteninterview Anwendung findet, um präzise die Informationen zu erhalten, die benötigt werden. Je standardisierter er ist, desto einfacher lassen sich die gewonnenen Aussagen in der Analyse vergleichend zu einem Gesamtbild zusammensetzen. Daraus folgt eine starke bis sehr starke Strukturierung des als Dialog angelegten Gesprächs (die zugleich den Eindruck professioneller Interviewführung bestärkt, während sie die Herausforderung mit sich bringt, eine Offenheit zu bewahren, um neue und unerwartete Informationen über den Leitfaden hinaus zu vertiefen).

Da es bei Experteninterviews primär um das „Was“ des Geäußerten geht und nur bedingt um das „Wie“ der Äußerung, ist eine Durchführung als Telefoninterview einfacher und implikationsärmer möglich, als dies etwa bei narrativen Interviews der Fall ist, in dem die physische Präsenz des Interviewers oft wichtig erscheint. Im Gegensatz zu den meisten anderen Interviewmethoden bietet es sich bei Experteninterviews manchmal zudem an, den zu Befragenden den Leitfaden vorab zur Verfügung zu stellen, da es nicht so sehr um spontane Antworten geht, sondern um reflektierte und möglichst vollständige Informationen. Für die Auswertung gut strukturierter Experteninterviews liegt mit der Inhaltsanalyse, die im Abschn. 2.3.1 dargestellt wird, eine bewährte und vielfach genutzte Methode vor.

Zwei Herausforderungen, die Experteninterviews mit sich bringen, sind an dieser Stelle zu benennen. Die eine betrifft die Fallauswahl. Insofern man Experteninterviews verwendet, um ein über partikuläre Wissens- und Erfahrungsbestände hinausgehendes und diese integrierendes Spezialwissen zu gewinnen, ist eine genaue Auswahl der zu Befragenden von großer Bedeutung. So wäre es in Bezug auf das oben angeführte Beispiel einer Befragung von am deutschen Wiedervereinigungsprozess beteiligten Politikern problematisch, sich nur auf die Deutung der Ereignisse aus Sicht von Politikern einer einzigen Partei zu verlassen; dies würde ein stark verzerrtes Bild ergeben. Die zweite Herausforderung betrifft den forschungsethischen Umgang mit den Interviewdaten, insbesondere im Hinblick auf die Anonymisierung. Da die als „Experten“ Angesprochenen oft eine herausgehobene Stellung im Feld aufweisen und die Anzahl derjenigen, die über ein Spezialwissen verfügen, begrenzt ist (beides gilt in besonderem Maße im

Feld des Politischen), ist eine Identifizierung von zu einem bestimmten Thema Befragten aus einer Studie heraus oft nicht schwer (man denke an die am Zustandekommen der deutschen Einheit maßgeblich beteiligten Unionspolitiker). Eine bloße Anonymisierung durch Namensänderung wäre hier relativ nutzlos; im vertraulichen Interview gemachte Äußerungen könnten so womöglich nicht zur Stützung der Argumentation oder Illustration der Ergebnisse im Forschungsbericht erscheinen. Eine Pauschalantwort, wie mit dieser Herausforderung umgegangen werden kann, sodass forschungsethische Anforderungen der Vertraulichkeit und Anonymität eingehalten werden können und die Interview dennoch produktiv genutzt werden können, gibt es indes nicht, sondern muss von Fall zu Fall entwickelt werden.

Narratives Interview

Das narrative Interview, das oft in biografisch ausgerichteten Forschungsprojekten Verwendung findet (siehe dazu Völter et al. 2005), stellt in mehrfacher Hinsicht einen Gegenpol zum Experteninterview dar.¹⁷ Es zielt auf eine „von den Befragten frei entwickelte, durch eine Erzählfrage – die ‚erzählgenerierende Frage‘ – angeregte Stegreiferzählung“ (Hopf 2012, S. 355). Es ist dadurch weit weniger strukturiert (auch wenn einzelne Teile des Interviewverlaufs konzeptionell festgelegt sind), da im Anschluss an die oft sehr ausführliche monologische Erzählung des Befragten dessen Relevanzsetzungen gefolgt wird. Dabei wird etwaiges Vorwissen über den Gegenstand der Erzählung ausgeklammert, der Interviewer tritt im Bemühen um möglichst geringe aktive Beeinflussung des Gesprächsverlaufes in den Hintergrund. Stockungen im Erzählfluss werden durch non- oder parasprachliche Signale (empathischer Blick, aufforderndes Nicken usw.) zu überwinden versucht.

Entwickelt wurde das narrative Interview wesentlich durch den deutschen Soziologen Fritz Schütze im Kontext seiner Forschung über kommunale Machtstrukturen in den 1970er Jahren. Es basiert auf umfangreichen theoretischen Überlegungen, die u. a. an die Phänomenologie, den symbolischen Interaktionismus und Erzähltheorien anschließen. Ein wichtiges Konzept ist dabei der „Erzählzwang“. Darunter wird die Annahme verstanden, dass Erzählungen (unabhängig von ihrem konkreten Gegenstand und ohne dass dies immer bewusst ist) kommunikativen Regeln folgen, die dazu führen, dass Befragte im Interview

¹⁷Bedeutung erhält das narrative Interview auch durch das seit einigen Jahren in Teilen der Politikwissenschaft steigende Interesse an Erzählungen. Siehe dazu z. B. Jameson (2013), Lowndes und Roberts (2013, S. 46–76), Gadinger et al. (2014) sowie Hanne et al. (2014).

(auch ungewollt) dazu genötigt sind, die „ganze Geschichte“ zu erzählen und nicht nur bewusst ausgewählte Teilaspekte: Das Erzählte muss sinnhaft eingebettet werden in seinen Kontext, kurz erwähnten Nebensträngen muss gefolgt werden, um ihre Bedeutung für die Hauptidee zu verdeutlichen, Lücken im Berichteten, über die man eigentlich nichts sagen wollte, müssen geschlossen werden, damit die Erzählung glaubhaft wirkt. Schütze differenziert hier zwischen den sogenannten Zwängen zur Gestaltschließung (d. h. insb. zur Vollständigkeit), zur Kondensierung (d. h. zur Schwerpunktsetzung) und zur Detaillierung. So ist etwa bei der Erzählung einer Lebensgeschichte, die im Rahmen einer Untersuchung zu Migrationserfahrungen von Geflüchteten erbeten wird, zu erwarten, dass eine gewisse Chronologie der Ereignisse dargestellt wird, die weit über den Migrationsprozess hinausgeht und den familiären Kontext, die Genese der Migrationsentscheidung, die daran beteiligten Akteure – ggf. auch Aspekte illegalisierter Grenzübertritte – einbezieht, da sie sonst nicht als vollständig, nachvollziehbar und wahrheitsgetreu empfunden wird und Gefahr läuft, keine Anerkennung durch den Interviewer zu erhalten. Im narrativen Interview geht es folglich nicht um die Abfragung „faktischer“ Informationen, sondern um die je spezifischen subjektiven Deutungen von Wirklichkeit und die als bedeutsam wahrgenommenen Sinnzusammenhänge.

Das narrative Interview folgt idealtypisch einem festgelegten Verlauf:

- Phase 1: Eine präzise formulierte Erzählaufforderung generiert eine vom Interviewpartner autonom gestaltete, längere Hauptidee.
- Phase 2: In einem Nachfrageteil werden Aspekte der Hauptidee aufgenommen, die unklar geblieben sind, widersprüchlich erscheinen oder vertieft und illustriert werden sollen; auch die Nachfragen zielen auf die Generierung von weiteren Nebenerzählungen.
- Phase 3: In einem zweiten Nachfrageteil können Themen angesprochen oder bestimmte Fragen gestellt werden, die in den Erzählungen nicht vorkamen, aber als bedeutsam für das Forschungsvorhaben gesehen werden; dabei kann ein Leitfaden hilfreich sein.
- Phase 4: Es ist möglich (aber nicht notwendig), das Interview mit einem Bilanzierungsteil zu beenden, in dem gemeinsam mit dem Befragten zentrale Punkte des Interviews herausgestellt werden, der Befragte die Möglichkeit hat, sich darüber zu äußern, ob er meine, dass noch etwas offen geblieben sei, oder wie er das Gespräch erlebt habe.

Dem Potenzial des narrativen Interviews, subjektive Deutungsmuster und Sinnzusammenhänge rekonstruierbar zu machen, die auf direkte Fragen oft nicht geäußert werden wollen oder können, stehen einige Herausforderungen gegenüber, die es bei der Wahl der geeigneten Interviewmethode zu bedenken gilt:

- Der geringe Grad der Strukturierung und die Fokussierung auf eine frei zu entwickelnde Erzählung erfordern – anders als man dies theoretisch vermuten könnte – ausgeprägte forschungspraktische Kompetenzen zur Führung des Interviews: eine empathisch-ermutigenden (quasi schweigende) Zurückhaltung im Erzählteil und eine gezielte sogenannte „Ansteuerung“ von zu vertiefenden Aspekten im Nachfrageteil (wozu stichwortartige Notizen während des Erzählens hilfreich sind, die dann sozusagen als Ad-Hoc-Leitfaden genutzt werden) sollte vorher z. B. in Form von „Testinterviews“ eingeübt werden.
- Die Länge der Erzählung(en) wie des Gesamtinterviews sind vorab kaum abzuschätzen und nicht zu kontrollieren, so dass narrative Interviews von zwei, drei oder mehr Stunden möglich sind, die nicht nur in der Gesprächssituation selbst im Hinblick auf Konzentration und Orientierung im Gewirr des Erzählten fordernd sind, sondern auch die Verschriftlichung (Transkription) zu einer größeren Aufgabe werden lässt. Zugleich kann die Annahme der qua Erzählpflicht sich entwickelnden Narration auch fehlgehen, da sich der Befragte diesem bewusst verweigert, notwendige narrative Kompetenzen nicht ausreichend ausgeprägt (etwa bei Kindern) oder krankheitsbedingt (bei Demenz- oder bestimmten Suchterkrankten) beschädigt sind.
- In forschungsethischer Hinsicht ist kritisch auf die Implikationen des „Erzählpflichtes“ zu verweisen, durch die der Befragten sich mitunter dazu genötigt sieht, etwas preiszugeben, über das er eigentlich nicht sprechen wollte, zumal (etwa in Bezug auf das Flüchtlingsbeispiel) dies existenzielle Folgen für ihn und andere haben könnte (wenn etwa bekannt wird, dass jemand illegal migrierte oder durch die Forschung Migrationswege erkannt werden, die danach für Flüchtlinge nicht mehr zur Verfügung stehen). Hier könnte es – im Sinne eines Schutzes der Forschungspartner, für die wir in der Forschung verantwortlich sind – notwendig sein, auf das narrative Interview in seiner Reinform zu verzichten, um die Vulnerabilität des Befragten nicht durch unser überbordendes Forschungsinteresse zu erhöhen.
- Der meist in narrativen Interviews generierte Datenumfang stellt eine Herausforderung für die Auswertung dar. In der Regel muss eine selektive Fokussierung auf ausgewählte Sequenzen erfolgen, wobei die Auswahl gut begründet sein muss. Mit der hermeneutischen Verfahren werden im nächsten Abschn. (2.3.3) mögliche Auswertungsmethoden dazu vorgestellt werden.

Problemzentriertes Interview

Das problemzentrierte Interview (PZI) lässt sich als ein methodischer Vorschlag verstehen, der an Prinzipien des narrativen Interviews anschließt, zugleich jedoch die eben angerissenen Herausforderungen zu minimieren sucht. Es wird daran festgehalten, den Befragten zu längeren Erzählungen zu animieren und seinen Relevanzsetzungen im Gespräch zu folgen, durch Fokussierung auf ein bestimmtes Forschungsproblem, einen höheren Strukturierungsgrad und eine aktivere Rolle des Interviewers hat dieser jedoch eine höhere Kontrolle über den Gesprächsverlauf und stärkeren Einfluss auf die Generierung der Interviewdaten.

Andreas Witzel (2000), der das PZI in den 1980er Jahren entwickelte, benennt drei zentrale Merkmale dieser Interviewform:

- *Problemzentrierung*: Orientierung an einer gesellschaftlich relevanten Problemstellung, d. h. im Interview selbst, dass der Interviewer darum bemüht ist, „die Explikationen der Interviewten verstehend nachzuvollziehen und am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen zu stellen“ und „die Kommunikation immer präziser auf das Forschungsproblem zu[zuspitzen]“ (Witzel 2000).
- *Gegenstandsorientierung*: Das PZI wird dem Forschungsgegenstand bzw. der Forschungsfrage entsprechend angepasst, d. h. es kann im Zusammenhang mit anderen Methoden verwendet werden¹⁸ und unterschiedliche Gesprächstechniken (z. B. narrativ-monologische oder diskursiv-dialogische) können je nach Kommunikationssituation flexibel eingesetzt werden.
- *Prozessorientierung* im Forschungsablauf, die Witzel wie folgt beschreibt: „Wenn der Kommunikationsprozess sensibel und akzeptierend auf die Rekonstruktion von Orientierungen und Handlungen zentriert wird, entsteht bei den Befragten Vertrauen und damit Offenheit, weil sie sich in ihrer Problemsicht ernst genommen fühlen. [...] Indem die Befragten ihre Problemsicht ‚ungeschützt‘ in Kooperation mit dem Interviewer entfalten, entwickeln sie im Laufe des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema, Korrekturen an vorangegangenen Aussagen, Redundanzen, und Widersprüchlichkeiten.“

Wie werden diese Merkmale nun forschungspraktisch umgesetzt? Dem eigentlichen Interview wird zunächst ein Kurzfragebogen zur Abfrage der für das Forschungsprojekt interessanten Sozialdaten vorangestellt. Ähnlich wie das narrative

¹⁸Witzel nennt als Beispiel die explorative Einarbeitung in eine neue Forschungsthematik mittels Gruppendiskussion, die es erlaubt, auf Basis eines so erarbeiteten ersten Überblicks über Meinungsinhalte ein PZI zu führen.

Interview wird dann mittel vorformulierter Einstiegsfrage eine längere Erzählung angeregt. Im Unterschied zu diesem sind jedoch gezielte Nachfragen etwa bei Unklarheiten oder sogenannte Ad-hoc-Fragen zu Themenbereichen, die nicht zur Sprache kommen, aber als wesentlich zur Bearbeitung des Forschungsproblems (ggf. auch im Hinblick auf eine bessere Vergleichbarkeit der Interviews) gesehen werden, möglich. Daher spielt der Leitfaden beim PZI eine wichtige Rolle. Über diese erzählgenerierenden Kommunikationsstrategien hinaus kommen verständnisgenerierende Strategien zum Einsatz, wenn sich die Erzähläußerungen des Befragten zu einem sinnhaften Muster verdichten. Durch *Zurückspiegelung* von Äußerungen der Befragten wird diesen die Möglichkeit eröffnet, ihre eigene Sichtweise zu behaupten und die Unterstellungen des Interviewers zu korrigieren. Mittels *Verständnisfragen* werden widersprüchliche Antworten angegangen. Darüber hinaus können auch – ein gewisses Vertrauensverhältnis vorausgesetzt – *konfrontative* und *provokative Fragen* genutzt werden. Nach dem Interview wird ein Postskript angefertigt, das Anmerkungen und Beobachtungen zu Gesprächssituation und -verlauf, Störungen und Auffälligkeiten, und spontane Ideen für die Deutung enthalten kann und das bei der Analyse herangezogen wird.

Die Aufgabe der nach Teilen klar unterschiedenen Gliederung eines narrativen Interviews wird beim PZI durch die hier angedeuteten Gesprächstechniken kompensiert, die eine gezielte Verschränkung von Zuhören und Nachfragen ermöglichen sollen. Ein produktiver Einsatz dieser Techniken im Interview, insbesondere auch die Nutzung von Vorwissen für Fragen, ohne zu direktiv einzugreifen oder das Gespräch suggestiv zu lenken, stellt jedoch nicht weniger hohe Anforderungen an den Forschenden als das narrative Interview.

Aktives Interview

Mit ihren Überlegungen zum „active interview“ haben die US-amerikanischen Sozialwissenschaftler James A. Holstein und Jaber F. Gubrium seit Mitte der 1990er Jahre einen für die interpretative Sozialforschung vor allem im anglo-amerikanischen Raum einflussreichen Impuls für ein verändertes Verständnis von Interviews gegeben. In sozialkonstruktivistischer Sicht weisen sie (wie wir dies ebenfalls bei den theoretischen Überlegungen zum Interview oben getan haben) darauf hin, dass jedes Interview unweigerlich ein interaktives Kommunikationsgeschehen ist, ein gemeinsam gestalteter Prozess der Sinnstiftung, an dem der Interviewer – ob er es will oder nicht, gerade auch, wenn er sich, wie im narrativen Interview gefordert, als neutraler Zuhörer präsentiert – ebenso beteiligt ist wie der Interviewte. Ihre Folgerung: Statt sich – in ihren Augen: vergeblich – zu bemühen, möglichst wenig Einfluss auf das Interview zu nehmen, sollte der Interviewer sich (im Bewusstsein der unvermeidlichen Asymmetrie der Forschungsbeziehung)

aktiv am Gespräch beteiligen, sich einbringen, soweit dies sinnvoll oder nützlich erscheint, eigene Gesprächsanteile übernehmen, durchaus auch mal Position beziehen. Dadurch nähert sich das Interview der Vorstellung eines „natürlich“ stattfindenden Gespräches an. Auf eine Festlegung von Gliederungsteilen, bestimmten Gesprächsstrategien und -techniken wird verzichtet.

Instead of adding to the long list of methodological constraints under which interviews should be conducted, we take a more positive approach, proposing an orientation whereby researchers acknowledge interviewer's and respondent's constitutive contributions and consciously and conscientiously incorporate them into the production and analysis of interview data (Holstein und Gubrium 1995, S. 4).

Das bedeutet indes kein „anything goes“. Auch beim aktiven Interview ist das Forschungsinteresse im Gespräch leitend und steht die Generierung von Erzähl-„Accounts“ der Befragten im Mittelpunkt, kann ein grober Leitfaden verwendet werden, um bei der Verfolgung der Relevanzen des Befragten die Orientierung nicht zu verlieren. Bewusst und strategisch wird zugleich die Subjektivität des Interviewers eingebracht:

The active interviewer may interject him- oder herself into the interview in various ways, all of which incite or encourage respondents' narratives. Conversational give-and-take around topics of mutual interest is a way of conveying to the respondent that the interviewer is sensitive to, and interested in, the ongoing line of talk. Drawing on mutually familiar events, experiences, or outlooks not only secures rapport [...] but fixes the conversation on particular horizons of meaning or narrative connections, encouraging the respondent to elaborate (Holstein und Gubrium 1995, S. 77).

Die sehr offene und freie Form der Interviewführung, die den Befragten als „reflexive actor“ (Kühner und Langer 2010) ernst nehmen möchte, bedarf einer ständigen Reflexion der in der Befragungssituation ablaufenden sozialen Prozesse und Dynamiken der Bedeutungs- und Beziehungsaushandlung. Sie stellt gerade auch die Analyse von aktiven Interviews vor eine Herausforderung, da die gewonnenen Daten als ein Produkt wechselseitiger Interaktion zu verstehen sind und eine direkte Vergleichbarkeit selten gegeben ist, weil jedes Gespräch einen anderen Verlauf nimmt, nicht immer die gleichen Themen angesprochen werden. Ein Herausgreifen einzelner Aussagen aus dem Kontext verbietet sich. Eine Analyse dessen, *was* im Interview geäußert wurde, ist erst nach einem genauen analytischen Verständnis der Art und Weise, *wie* diese Äußerungen in der konkreten Gesprächssituation entstanden sind, möglich. Steht im Interview die Gewinnung von bestimmten Informationen zu einem Thema im Fokus, ist das aktive Interview

folglich wenig geeignet. In offeneren, explorativen Projekten, in denen es darum geht, „interessante“ Aspekte eines Phänomens zu identifizieren, oder bei Fragestellungen, die darauf abzielen, herauszufinden, wie ein Sachverhalt überhaupt Bedeutung erhält, kann das aktive Interview sinnvoll und nützlich sein.

2.2.1.3 Worauf ist bei der Verwendung von Interviews zu achten?

Unabhängig von der Interviewmethode, auf die man sich bei der Durchführung des eigenen Forschungsprojektes beziehen kann und die man ggf. fragestellungsbezogen (begründet!) modifizieren muss, gibt es eine Reihe von Dingen, die man forschungspraktisch berücksichtigen sollte. Sie betreffen in chronologischer Sicht die Phasen der Vorbereitung, der Setting-Gestaltung, der eigentlichen Führung der Interviews und der Nachbereitung (wobei hier die Auswertung von Interviews ausgenommen ist, zu der wir in Abschn. 2.3 unterschiedliche Methoden vorstellen).

Vorbereitung

- *Fallauswahl* (Sampling) und *Feldzugang* sind nicht interview(studien)spezifisch, sondern wichtiger Teil eines jeden empirischen Forschungsvorhabens. Als „Fall“ wird in interpretativ begründeten Interviewstudien der einzelne Interviewpartner verstanden. Die begründete Auswahl der „richtigen“ Interviewpartner ist jedoch angesichts der relativ kleinen Anzahl von Interviews, die im Rahmen eines qualitativen Projektes geführt werden können, für eine erfolgreiche Durchführung eines Interviewprojektes von besonderer Bedeutung. Bei studentischen Forschungsprojekten lässt sich nicht selten die Tendenz erkennen, auf persönlich Bekannte als Interviewpartner zurückzugreifen, da der Feldzugang gegeben ist, mit Offenheit gerechnet wird und das Interview mit weniger Ängsten verbunden ist. Das Interviewen von Freunden, Bekannten oder Arbeitskollegen ist jedoch nicht unproblematisch. Da beide Beteiligte ein bestimmtes Bild voneinander haben, wird dieses im Gespräch wahrscheinlich aufrechtzuerhalten versucht: Informationen, die diesem Bild nicht entsprechen, werden eher zurückgehalten oder unangenehme Fragen, die das persönliche Verhältnis belasten können, überhaupt nicht gestellt. Aus der gegenseitigen Kenntnis heraus wird bei wichtigen Aspekten oft nicht nachgefragt, da unbewusst davon ausgegangen ist, man wisse schon, worüber der Andere spricht oder was mit einer gewissen Aussage gemeint ist; diese Annahmen erweisen sich vielfach indes als fehlerhaft. Daher sollten nur in begründeten Ausnahmefällen (gut) bekannte Personen als Interviewpartner fungieren. Über die (nötige oder sinnvolle) Anzahl der zu führenden Interviews lässt sich

keine allgemeingültige Aussage treffen; diese ergibt sich aus der Forschungsfrage, dem gewählten Design und den konkreten methodischen Varianten von Interviewführung und -auswertung. Rein forschungspraktisch ist es möglich, eine größere Zahl kürzer und stark strukturierter Experteninterviews zu führen und diese inhaltsanalytisch auszuwerten, während eine tiefenhermeneutische Interpretation eines mehrstündigen narrativen Interviews bereits eine Bachelorarbeit füllen kann (sofern daraus eine „passende“ Antwort auf die Forschungsfrage resultiert). In interpretativer Forschung finden vor allem folgende Sampling-Strategien Anwendung:¹⁹

- Beim *Volunteer Sampling* wird recht unsystematisch „das genommen, was kommt“. Diese Strategie kann zu Beginn einer größeren Studie („to get started“), in explorativen Studien (zu Phänomenen, zu denen es bislang wenig Erkenntnisse gibt) oder bei „sensiblen“ Forschungsfragen (die wenig Resonanz erwarten lassen) produktiv eingesetzt werden, um schnell und einfach zu empirischem Material zu gelangen. Interviewpartner werden dazu beispielsweise über Aushänge oder Anzeigen gesucht und gebeten, sich zu melden. Oft erweist sich im Anschluss an geführte Interviews auch das „Schneeball-Verfahren“ (*snowballing*) als sinnvoll, in dem Befragte gebeten werden, weitere potenzielle Interviewpartner zu benennen oder anzusprechen. Durch die geringe Kontrolle der Fallauswahl kann es jedoch dazu kommen, dass das zu beforschte Phänomen sehr einseitig und unvollständig wahrgenommen wird, was gerade bei kleinen Stichproben zu großen Effekten führt. Diese Effekte müssen daher in der Auswertung des gewonnenen Materials und der Interpretation der Befunde kritisch reflektiert werden.
- Fallauswahl nach Stichprobenplan: Bei dieser Form eines selektiven Sampling werden vor Beginn der Datenerhebung die relevanten Merkmale für die Fallauswahl (z. B. Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Status oder Beruf) und die Stichprobengröße festgelegt. Dies erlaubt eine gezielte Suche nach entsprechenden Informanten im Feld, von denen angenommen wird, dass sie als Merkmalsträger zur Beantwortung der Forschungsfrage

¹⁹Die Bezeichnungen für einzelne Sampling-Verfahren und ihre Kategorisierungen variieren in der Literatur. Genauere Ausführungen zum Sampling in interpretativer Forschung bietet z. B. Flick (2009, S. 115–126). Er verweist darauf, dass Fragen der Fallauswahl nicht nur bei der Datenerhebung eine Rolle spielen, sondern auch bei der Auswertung (insofern bei größeren Studien oft bestimmte Fälle für Detailanalysen ausgewählt werden) und der Ergebnispräsentation (wenn sich bestimmte Fälle besonders zur besseren Nachvollziehbarkeit oder Illustration der Interpretationen eignen).

beitragen können. Mit dem Apriori-Determination-Sampling hat Uwe Flick (2009, S. 115 ff.) eine Strategie vorgeschlagen, der sich an quantitativen Verfahren orientiert, insofern die Stichprobe in Bezug die relevanten Merkmale der Grundgesamtheit (quasi „repräsentativ“) abbildet. Dies soll die interpretative Generalisierung der Befunde erleichtern, setzt indes – oft nicht vorhandene – Kenntnisse der Grundgesamtheit und der erkenntnisleitenden Merkmale voraus und ist im Forschungsprozess unflexibel, kann also kaum neuen Erkenntnissen angepasst werden.

- Fallkontrastives Sampling: Diese Strategie entspricht dem interpretativen Paradigma wohl am besten, da es die Prinzipien von Prozesshaftigkeit, Offenheit und Flexibilität mit einem im Hinblick auf generalisierende Thesen- und Theoriebildung systematischen Anspruch verbindet. Die Fallauswahl erfolgt – der oben skizzierten zirkulären Forschungsstrategie entsprechend (siehe Abschn. 2.1) – *peu à peu* im Zuge des Forschungsverlaufs und unter Beachtung der dabei erzielten Einsichten. Auf Basis der Analyse von einigen wenigen Fällen werden systematisch Fälle gesucht, die in einem minimalen und vor allem maximalen Kontrast zu den gewonnenen Zwischenergebnissen stehen; nach einer Analyse dieser Fälle werden wiederum Kontrastfälle gesucht usw. Es geht also weniger um „typische“, sondern vielmehr um „extreme“ und „kritische“ Fälle. Die Idee ist, dass nach wenigen Sampling-Runden kein Kontrastfall mehr gefunden werden kann oder muss, um zu einer empiriegesättigten Thesen- oder Theoriebildung zu gelangen. So überzeugend das klingen mag, so zeit- und ressourcenaufwendig ist dies oft in der Forschungspraxis; in studentischen Projekten lässt sich ein fallkontrastives Sampling, für das wir bei der Vorstellung des integrierten Forschungsansatzes der *Grounded Theory* (Abschn. 2.4.2) mit dem „theoretischen Sampling“ eine wichtige Spielart skizzieren, i. d. R. nicht realisieren.
- *Informationsvergabe*: Die Frage, was den zu Befragenden vorab über das Projekt mitgeteilt werden soll, ist alles andere als trivial. Die Informationen, die man über das Gespräch gibt, rahmen dieses oft unbewusst, indem die Befragten subjektive Vorstellungen über das Projekt und eine Erwartungshaltung für das Interview entwickeln, um was es wohl gehe, was gefragt, was dabei erwartet werde. Das beeinflusst den Gesprächsverlauf unweigerlich. Daher sollte man die Implikationen der Informationsvergabe genau reflektieren. Ein Dilemma ist dabei nicht lösbar: Bei zu wenig oder zu wenig konkreter Information ist meistens die Motivation potenzieller Interviewpartner zur Teilnahme geringer und es können Erwartungen entstehen, die sich im Interview nicht erfüllen; bei zu viel oder zu konkreter Information erfolgen oft Vorabfestlegungen, die dazu führen,

dass es keine spontane Antworten gibt oder ein offenes Gespräch nicht zustande kommt. Wichtig ist bei der (meist telefonisch oder mit Email erfolgenden) Abstimmung eines Interviews, die Rahmenbedingungen des Gesprächs zu klären. Dazu gehören u. a. Hinweise zum Ort und vor allem zu der zu erwartenden Dauer, Fragen einer möglichen Vergütung, insbesondere jedoch Ausführungen zum Datenschutz. In Deutschland ist die Führung wissenschaftlicher Interviews an die Bestimmungen des Bundesdatenschutzgesetzes gebunden. Der Befragte muss vorab darüber aufgeklärt werden, um was für eine Befragung es sich handelt, wozu und wie die Daten verwendet werden, und dass die Vertraulichkeit gewahrt bleibt, z. B. durch die Anonymisierung der gewonnenen Daten. Vor der Führung des Interviews ist eine Einverständniserklärung (schriftlich oder auch mündlich zu Beginn der Aufnahme) einzuholen (was gleichwohl in der allgemeinen Forschungspraxis bislang oft nicht gemacht wird).

- *Reflexion der Vorannahmen:* Wenn man im sozialkonstruktivistischen Sinn ein Interview als Prozess der gemeinsamen Herstellung von Sinn versteht, an dem beide Interviewpartner beteiligt sind, ist es wichtig, sich vorab Gedanken über die beidseitigen Wahrnehmungen voneinander zu machen, da diese die Interaktionsdynamik und den Gesprächsverlauf mit strukturieren. So spielen Geschlecht, Alter, Milieuzugehörigkeit, Migrationshintergründe, Behinderung usw. eine Rolle in der Art und Weise, wie wir im Gespräch aufeinander reagieren. Dies geschieht in der Regel wenig bewusst, da vieles von unserem Verhalten habituell verankert ist. Sinnvoll ist es in dieser Hinsicht, sich vor einem Interview über die Fantasien klar zu werden, die man vom anderen hat (und die der andere wohl von einem selbst haben mag). Dabei geht es auch darum zu reflektieren, welche Motivation jemand haben könnte, an einem Interview teilzunehmen, welche Erwartungen an den Interviewer gestellt werden und wie man sich in der Situation im Kontext mit diesen Zuschreibungen präsentieren möchte.
- *Leitfadenentwicklung:* Bei den meisten Interviews kommt ein Leitfaden zum Einsatz. Er lässt sich als ein Pendant zum Fragebogen in der quantitativ verfahrenen Forschung verstehen. Eine sorgfältige Konstruktion des Leitfadens ist oft eine gute Basis für eine gelingende Interviewführung. Dabei sollte vorab geklärt sein, welche Funktion der Leitfaden im Interview übernimmt, wie er also Verwendung findet. In stark strukturierten Experteninterviews wird er recht konkrete Frageformulierungen enthalten und auch eine relativ klare Abfolge der Fragen vorgeben. Im Gegensatz dazu beinhaltet der Leitfaden bei einem narrativen Interview mit Ausnahme der erzählgenerierenden Frage meistens eher schlagwortartige Themen, die im Interview angesprochen werden sollen. Das heißt jedoch nicht, dass der Leitfaden im zweiten Fall weniger Sorgfalt in

der Entwicklung benötigt. Im Gegenteil: Da die Formulierung der erzählgenerierenden Frage entscheidend für die Qualität (und Quantität) der Narration des Interviewpartners ist, bedarf es hier besonderer Mühe. Es gibt kein allgemein gültiges Rezept, wie ein Leitfaden letztlich aussieht und was er beinhaltet (hilfreiche Hinweise gibt Helfferich, 2011, S. 178–189). Indes sollte man ihn in einem Probeinterview als eine Art Pre-Test ausprobieren, um zu sehen, ob er „funktioniert“, welche Fragen verständlich und produktiv sind, welche umformuliert werden müssen oder auf welche verzichtet werden kann, inwieweit Fragen fehlen oder der angedachte Ablauf verändert werden sollte. Der Leitfaden kann zugleich, zumindest in dem engen Verständnis interpretativer Methoden, im Laufe der Forschung verändert werden; so können durchaus neue Fragen hinzugenommen werden, die sich als erkenntnisgenerierend erweisen, auch wenn dadurch die direkte Vergleichbarkeit der Interviews erschwert wird.

- *Ethische Aspekte:* Forschungsethische Erwägungen haben in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen und stellen ein Qualitätsmerkmal interpretativ verfahrenender Sozialforschung dar. In Bezug auf die Beachtung datenschutzrechtlicher Bestimmungen wurde das bereits kurz angedeutet. Forschungsethik geht jedoch darüber hinaus und betrifft zum Beispiel auch die Frage, inwieweit die Interviewpartner über den „eigentlichen“ Zweck der Forschung (etwa zu rechtsextremen Einstellungen) im Unklaren gelassen werden sollen oder dürfen (und man etwa vorgibt, dass es um allgemeines gesellschaftspolitisches Engagement gehe), um ein „unverfälschtes“ Meinungsbild, das frei von Effekten sozialer Erwünschtheit sein soll, zu erhalten. Oft lassen sich auch hier keine klaren Rezepte vorab angeben, sodass zwischen datenschutzrechtlichen Bestimmungen, methodologischen Implikationen und ethischen Prinzipien abzuwägen ist. Der Ethikkodex der Deutschen Vereinigung für Politikwissenschaft gibt dafür eine erste Orientierung²⁰ (siehe dazu die Ausführungen in Abschn. 2.1 dieses Buches).
- *Technische Voraussetzungen:* In aller Regel werden formelle Interviews digital aufgezeichnet, um im Hinblick auf die Auswertung der Gespräche den Informationsverlust, der sich etwa sehr deutlich ergibt, wenn die Antworten des Befragten lediglich stichwortartig mitgeschrieben werden, in Grenzen zu halten. Natürlich bedeutet jede Aufzeichnung immer schon Verlust der in der konkreten Situation erhaltenen Informationen. Selbst über Videoaufnahmen von Interviews kann die allgemeine Grundstimmung u. a. letztlich nicht erfasst werden; nicht immer ist jedoch ein „mehr“ an Informationen auch sinnvoll

²⁰Siehe <https://www.dvpw.de/wir/profil/ethikkodex.html>.

für die Auswertung. In dieser Hinsicht sollte vorab überlegt werden, wie eine Aufzeichnung erfolgen soll, um jene Daten zu erhalten, die für die Beantwortung der Forschungsfrage nötig sind. Hierzu stehen unzählige Diktier- und anderweitige Aufnahmegeräte zur Verfügung, auch der Aufnahmemodus vieler Smartphones kann ggf. situativ zu Forschungszwecken verwendet werden (sofern der Datenschutz sichergestellt ist (Stichwort: *Cloud*), die Aufnahmekapazität ausreicht und die Qualität der Aufnahme in Ordnung ist). Unterschiedliche Settings (z. B. ein ruhiger Büroraum vs. ein überfülltes Café mit starken Hintergrundgeräuschen) stellen unterschiedliche Anforderungen an die Qualität der Aufnahmegeräte; für Telefoninterviews gibt es auf dem Markt spezifische Adapter, die ans Telefon bzw. Mobiltelefon angeschlossen werden und die Stimmen beider Gesprächsparteien aufzeichnen können.²¹ Unverzichtbar ist, sich bei der Vorbereitung des Interviews zu versichern, dass genug Aufnahmekapazität und Batterieleistung zur Verfügung stehen. Wer einmal ein wichtiges und spannendes Interview geführt hat, in dessen Mitte die Batterien ausgegangen sind oder die Aufnahme aus Speicherplatzgründen beendet wurde, wird bei künftigen Gesprächen sicherlich Ersatzbatterien mitführen und evtl. ein zweites Aufnahmegerät dabei haben oder sogar mitlaufen lassen.

Setting-Gestaltung

- *Face-to-face-Interview, telefonisches oder Video-Interview oder Online-Chat-Gespräch?* Die meisten Interviews werden in Form einer persönlichen Begegnung *face-to-face* (f2f) durchgeführt. Diese erlaubt eine direkte Reaktion auf den Interviewpartner, die auch die non-verbalen Kommunikationsakte einschließt. Ein emphatisches „Mitgehen“ im Gespräch erleichtert den Rapport. Dies führt mitunter zum Eindruck von „intensiveren“ Interviews. Im Gegensatz dazu ist das Telefoninterview eine vermittelte Kommunikationssituation, die das direkte Eingehen auf den Anderen mitunter erschwert. Die Aufmerksamkeitsregulierung durch die physische Anwesenheit fehlt. In der Praxis sind Telefoninterviews kürzer und werden manchmal auch als „oberflächlicher“ beschrieben. Insofern ist ein f2f-Gespräch der vermittelten Kommunikation vorzuziehen. Dennoch können Telefoninterviews nötig oder sinnvoll sein, wenn etwa die räumliche Distanz und die Ressourcen es nahelegen oder bestimmte schambesetzte Themen es für den Gesprächspartner einfacher

²¹Eine gute Übersicht über aktuelle Entwicklungen und vergleichende Tests bietet z. B. die kommerzielle Plattform www.audiotranskription.de.

machen, sich nicht von Angesicht zu Angesicht zu unterhalten. Bei Experteninterviews, die auf den manifesten Aussagegehalt abzielen, kann das Telefoninterview ebenfalls geeignet sein. Durch die Verbreitung audiovisueller Internet-Kommunikation (z. B. „Skype“, „Viber“, „WeChat“) können einige der Nachteile des Telefoninterviews ausgeglichen werden, da auch Mimik und Gestik übertragen werden; dennoch bleibt der Eindruck einer vermittelten und störanfälligen Kommunikation mit zeitlich oft verzögerten Einsätzen. In gut begründeten Fällen können darüber hinaus Chat- oder Email-geführte Gespräche als besondere Interviewformate Verwendung finden, die zwar in forschungspraktischer Hinsicht Vorteile bieten, insofern sie ortsungebunden über einen längeren Zeitraum möglich sind und die Arbeit der Transkription entfällt, allerdings um den Preis der direkten Reaktion und Spontaneität des Gesprächs; dies muss in der Analyse des Gesprächsinhalts berücksichtigt werden.

- *Zweiter- oder Dreiergespräch oder Gruppeninterview?* In der Regel werden Interviews als Zweiergespräche geführt. Prinzipiell ist es aber möglich, Interviews auch mit mehreren Gesprächspartnern zu führen. Ein Wunsch für ein Dreiergespräch geht dabei vielfach von den Interviewpartnern aus, die sich dadurch z. B. mehr Sicherheit in der Forschungsbegegnung versprechen. Die Entscheidung für Gruppeninterviews kann jedoch auch im Wunsch des Interviewers begründet liegen, möglichst viel empirisches Material zeit- und ressourcenschonend zu gewinnen; die möglichen Implikationen (ein weniger tiefgehendes Gespräch, unkontrollierbare Kommunikation zwischen den Teilnehmern u. a.), die Gruppeninterviews nur in Ausnahmefällen ratsam erscheinen lassen, sollten gleichwohl bedacht werden. Eine weitere Konstellation sind Interviews mit zwei Interviewenden. Diese kann in begründeten Fällen produktiv sein, wenn etwa in Form einer Rollenaufteilung ein Interviewer einen Fokus auf das Setting (z. B. in der Art teilnehmender Beobachtung die Wohnung des Interviewpartners) oder Mimik und Gestik haben soll, die Abbildung bestimmter Diversitätsmerkmale (des Geschlechts, des Migrationshintergrunds o. ä.) für das Forschungsthema wesentlich sind (und die Interviewdynamik antreiben, also z. B. ein Mann und eine Frau das Interview gemeinsam führen) oder eine bestimmte Asymmetrie in Gesprächen mit als „machtvoll“ gesehene Akteuren durch zwei Interviewer relativiert werden soll.
- *Ort des Interviews:* Eine Regel, wo ein Interview stattfinden soll, gibt es nicht. Wichtig ist vor allem ein weitgehend ungestörter, vertraulicher und für den Befragten „sicher“ empfundener Ort. In der interpretativen Sozialforschung, die sich an der Lebenswelt der Beforschten orientiert, liegt es oft nahe, das Interview bei ihm zuhause zu führen, um ihm Sicherheit zu geben und den Rapport zu erhöhen, aber auch um durch Einblicke ins private Leben Daten

zu sammeln, die über das im Interview Gesagte hinausgehen und als Kontextinformationen die Auswertung bereichern können. Dadurch kann ein „ganzheitlicheres“ Bild des Befragten rekonstruiert werden. Privat markierte Orte erscheinen vielen Befragten (wie Forschern) manchmal jedoch zu intim und ein Interview dort als invasiv, sodass „neutrale“ bzw. „professionelle“ Orte wie Büroräume an der Universität bevorzugt werden. Erfahrungsgemäß ist es sinnvoll – sofern logistisch möglich –, dem Interviewpartner zwei Optionen anzubieten (etwa: bei ihm zuhause oder im Büro) und der Wahl (die ja etwas bedeutet, also selbst schon ein Datum ist) zu folgen. Auf öffentliche Orte, zum Beispiel ein Café oder die Mensa, sollte allein schon aufgrund des möglichen Lärmpegels und der Ablenkungsgefahr verzichtet werden.

- *Gestaltung der Interviewsituation:* Ihr kommt für die Interviewdynamik große Bedeutung zu. Wird das Interview bei der Befragten zuhause geführt, entzieht sich die Ausgestaltung der Situation weitgehend dem Einfluss der Interviewerin. Andersfalls sollte vorab mit Sorgfalt überlegt werden, welche Sitzanordnung gewählt wird, was im Raum sichtbar ist, wo das Aufnahmegerät platziert werden soll usw. Überlegungen zur Gestaltung der Situation beinhalten auch die Frage, ob etwa Getränke bereitgestellt werden sollen, um eine angenehme und ungezwungene Atmosphäre zu schaffen; zu berücksichtigen ist zugleich, dass sich dies als Herausforderung für die Transkription erweisen kann, wenn Aussagen durch Trink- oder Essgeräusche überdeckt werden. Das mag banal erscheinen. Doch so wichtig die Gestaltung der Situation für den Gesprächsverlauf ist, so spezifisch muss diese je nach Forschungsthema und Gesprächspartner erfolgen, sodass kein festes Rezept gegeben werden kann.
- *Selbstpräsentation:* Der Hinweis des Einflusses beispielsweise der Bekleidung für die Forschung scheint zunächst trivial, doch ist Kleidung immer auch ein Teil der sozialen Kommunikation und suggeriert Zugehörigkeit (etwa zu einem Milieu). Ein etwas überzeichnetes Beispiel macht das deutlich: Bei einem Interviewtermin mit einem Parlamentarier in Jogginghose zu erscheinen, dürfte schnell dazu führen, nicht ernst genommen zu werden und evtl. das Gespräch gar nicht führen zu können, während ein Tragen des Outfits im Kontext einer alternativer Subkultur als Ausweis von „Credibility“ die Gesprächsbereitschaft und Offenheit steigern kann – sofern sie natürlich „authentisch“ erscheint.²² Während formale Dresses bei sozial benachteiligten Gruppen die

²²Misslingende Beispiele eines „trying similarity“ zur Generierung von Vertrauen und Steigerung von Rapport, das letztlich zu einem „doing difference“ führt und genau das Gegenteil von dem bewirkt, was es erreichen wollte, geben Abell et al. (2006) in einem einsichtsreichen Artikel zur Forschung mit Jugendlichen.

Machtasymmetrie in der Forschungssituation potenziell erhöhen, wirkt eine habitusfremde Aneignung von Bekleidungsstilen eher lächerlich. Mit anderen Worten: „What may be suicidal or impractical for one interviewer or in one situation may be feasible or even the best way to proceed for another interviewer or in another situation“ (Dexter 2006, S. 32). In dieser Hinsicht sollte vor dem Interview überlegt werden: Welche Erwartungen hat mein Gesprächspartner (wahrscheinlich) an mich? Wie möchte ich mich ihm zeigen und von ihm wahrgenommen werden? Welche Implikationen könnten bestimmte Entscheidungen haben (zur Frage bspw., ob in Interviews mit Top-Bankern Krawatte getragen werden sollte, scheint nebensächlich zu sein, hat aber ethische und methodologische Implikationen, wie Botzem (2014) zeigt).

Führung

- Der Einstieg in ein Interview ist von besonderer Bedeutung, da dadurch der weitere Gesprächsrahmen gesetzt wird. Es bietet sich an, die Frage der Aufnahme des Interviews bereits vorab (z. B. in einem telefonischen Vorgespräch oder der schriftlichen Aufklärung und Einholung des informierten Einverständnisses, die mit der Abfrage der Sozialdaten – Alter, Wohnort, Beruf, Familienstand o. ä. – verbunden werden kann) zu klären oder gleich zu Beginn anzusprechen, da der informelle Begrüßungstalk oft schleichend zu Themen übergeht, die für das Interview zentral sind. Die Aufnahme sollte dann zeitnah gestartet werden, auch wenn bei der Transkription ggf. die ersten Minuten eines „warm up“ nicht berücksichtigt werden (müssen). Bei der Position des Aufnahmegerätes ist darauf zu achten, dass es sowohl die Äußerungen des Befragten als auch des Fragenden akustisch gut aufzeichnen kann, zugleich aber eine eher randständige Lage im Gespräch hat, um nicht zu viel Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und Interviewpartnern, für die die spezifische Befragungssituation „fremd“ ist, zu verunsichern. Wie der Beginn des formalen Interviews markiert wird (z. B. sprachlich-explicit: „Dann fangen wir mal an.“) und der Einstieg vonstatten geht, hängt wesentlich von der Wahl der Interviewmethode ab. So gibt das narrative Interview die erzählgenerierende Frage genau vor. Das heißt jedoch nicht, dass dem eigentlichen Interview keine mehr oder weniger lange Phase des persönlichen Kennenlernens, des informellen Gesprächs (auch über das Forschungsprojekt) oder der Information zum Ablauf des Interviews vorausgehen sollte. Im Gegenteil ist diese im Hinblick auf die Schaffung einer offenen und vertrauensvollen Atmosphäre, die Rapport begünstigt, wichtig (zum „Interviewen als Tätigkeit“ siehe z. B. Hermanns 2012).

- *Nutzung des Leitfadens:* In der Forschungspraxis kommen fast immer Leitfäden zum Einsatz. Dabei geht es in der Regel nicht darum, einen Leitfaden mit vorformulierten Fragen, die in einer festgelegten Reihenfolge zu stellen sind, „abzuarbeiten“ – Hopf (1978) spricht kritisch-pointiert von „Leitfadenbürokratie“ –, sondern ihn als Orientierungshilfe zu nutzen, um wichtige Themen und Aspekte, die im Interview zur Sprache kommen sollen, nicht aus den Augen zu verlieren.
- *Umgang mit „schwierigen“ Situationen:* Was in einem Interview als schwierig empfunden wird, ist von Fall zu Fall unterschiedlich, hängt von den Beteiligten, dem Thema, vor allem jedoch der Erfahrung der Interviewer ab. Bei heiklen Themen, etwa der Beforschung latenter rechtsextremer Einstellungen, sind rassistische oder antisemitische Äußerungen schwer zu ertragen. Auch kann es zu hoch emotionalen Reaktionen der Befragten kommen, die von Weinphasen und Break-Downs (z. B. beim Sprechen über gewaltbezogene Traumata) bis hin zu Wut und Aggression reichen können. Dies sind lediglich einige pointierte Beispiele. Oft werden bereits längere Pausen als stressig erlebt, wenn befürchtet wird, den Interviewpartner nicht „zum Sprechen bringen“ zu können. Wichtig ist, sich vor Beginn des Interviews zu überlegen, welche Situationen auftreten können, die als „schwierig“ empfunden werden, und sich Strategien zurechtzulegen, wie mit diesen umgegangen werden kann. Im Vergleich zu vielen anderen, vor allem quantitativen Methoden bietet das Interview dabei eine besondere Möglichkeit: den Wechsel auf die Meta-Ebene. Das heißt: Die Situation, die gerade als problematisch wahrgenommen wird, kann selbst zum Thema gemacht und gemeinsam mit dem Interviewpartner besprochen werden (z. B. „Sie scheinen gerade wütend zu sein. Was macht sie denn wütend?“). Dabei lösen sich diese problematischen Situationen meistens produktiv auf. Auch kann zunächst recht kurzfristig das Thema gewechselt werden, ein anderer Themenbereich des Leitfadens angesprochen werden, bevor später nochmals auf das „schwierige“ Thema zurückgekommen wird. In stark konfliktreichen Situationen bietet es sich manchmal an, das Interview zu unterbrechen und nach einer kurzen Pause wieder aufzunehmen (in Einzelfällen kann auch ein vollständiger Abbruch notwendig sein, für den ggf. vorab eine Exit-Strategie überlegt werden könnte).
- *Art der Fragestellung:* Viele Methodenbücher geben Hinweise zu *Dos & Don'ts* der Fragestellung. In dieser Hinsicht wird etwa empfohlen, keine Mehrfach- oder Suggestivfragen oder konfrontative Fragen zu stellen. Grundsätzlich ist dem zuzustimmen. Bei Mehrfachfragen wird in der Antwort regelmäßig nur auf die letzte Bezug genommen, Suggestivfragen legen situativ erwünschtes Antwortverhalten nahe und Konfrontationen können Abwehr

erzeugen. Dennoch kann es durchaus Situationen geben, in denen Suggestiv- oder konfrontative Fragen funktional eingesetzt werden können, um den Gesprächsverlauf zu steuern. Dies sollte jedoch immer bewusst geschehen und für das Interview zweckdienlich sein.

- *Beendigung des Gesprächs:* Wie der Beginn ist auch das Ende eines Interviews recht individuell. Hilfreich kann es sein, das baldige Ende explizit zu machen (z. B. „Ich bin jetzt mit dem Leitfaden fast durch...“). Im Sinne des Prinzips der Offenheit ist es sinnvoll zu fragen, ob der Interviewpartner denkt, dass man im Gespräch etwas vergessen habe oder ob er noch wichtige Punkte habe, die bislang gefehlt haben o. ä. Ein ausdrücklicher Dank für die Teilnahme am Interview ist selbstverständlich.
- *Wenn das Spannende danach kommt...:* Erfahrungsgemäß kommt es immer wieder zu Situationen, in denen das Interview formell beendet wurde, das Aufnahmegerät bereits ausgeschaltet ist und die Forschungssituation in einen informellen Verabschiedungstalk übergeht – und der Interviewpartner unerwartet und plötzlich doch noch etwas erzählt, was für die Studie spannend ist. Eine Möglichkeit besteht dann natürlich darin, zu fragen, ob man das Gerät nochmals anschalten könne. Eine andere Möglichkeit ist, ein Post-Skript im Anschluss an der Interview zu verfassen, in dem der Inhalt aus dem Gedächtnis rekonstruiert wird. Bei der Auswertung und Befunddarstellung ist gerade bei der zweiten Möglichkeit deutlich zu machen, wie es zu den dem Post-Skript entnommenen Aussagen gekommen ist und wie man diese in die Analyse einbezogen hat.

Nachbereitung

- *Post-Skript:* Es ist sinnvoll, im Anschluss an das Interview ein Memo zu verfassen, in dem Beobachtungen zum Forschungssetting, der Gesprächsverlauf, insbesondere auch Störungen, Unterbrechungen oder weitere Irritationen, erste unmittelbare Überlegungen zum Inhalt, ggf. auch ad-hoc-Deutungen festgehalten werden. Diese können für die spätere Auswertungsarbeit herangezogen werden, erlauben eine Re-Kontextualisierung des Gesprächs und bieten oft wichtige Ansatzpunkte oder Anregungen für die Interpretation. Eine Möglichkeit ist, das Memo direkt nach dem Interview „auf Band“ aufzunehmen und danach zu verschriften.
- *Transkription:* Unter Transkription versteht man allgemein die Verschriftung von in der Gesprächsaufzeichnung vorhandenen Informationen zum Zweck einer einfacheren und genaueren Auswertung der Gesprächsdaten. Die Transkription von Interviews ist mittlerweile – auch durch die technische Entwicklung unkompliziert ermöglicht – so selbstverständlich geworden in der

qualitativen Sozialforschung, dass über ihre Funktionen kaum mehr nachgedacht wird: Sie erleichtert (im Vergleich zu einer Arbeit mit der Aufnahme) die zusammenführende Auswertung von Daten von unterschiedlichen Zeitpunkten eines Gesprächs sowie die spätere illustrative oder die Befunde plausibilisierende Nutzung von Interviewauszügen im Forschungsbericht (z. B. durch Einbau von Interviewziten); und sie ermöglicht – in anonymisierter Form – die Archivierung der Gesprächsdaten sowie – sofern das datenschutzrechtlich und forschungsethisch vertretbar ist – ihre Weitergabe an Andere im Hinblick auf eine Sekundärdatenanalyse. Prinzipiell gilt: Es wird das transkribiert, das für die Auswertung nötig und sinnvoll ist. Dies ist in zweifacher Hinsicht zu verstehen: Erstens kann es gerade in längeren Interviews Passagen geben, in denen vom „eigentlichen“ Thema abgekommen wird und die für die Auswertung nicht von wesentlicher Bedeutung sind. In diesem Fall können (sofern es die Auswertungsmethode zulässt) Teile des Interviews von der Transkription ausgenommen werden. Dabei muss im Transkript an dieser Stelle die Auslassung vermerkt werden; zudem ist kurzer Hinweis auf den ausgelassenen Gesprächsinhalt ratsam. Zweitens geht es um die Genauigkeit der Verschriftung, die ja immer eine Komplexitätsreduktion darstellt, da niemals alle Informationen (etwa Tonhöhenvariation oder Hintergrundgeräusche) berücksichtigt werden können (und müssen). Was für die Auswertung relevant ist, kann mitunter recht unterschiedlich sein. Bei Experteninterviews, in denen es um den manifesten Inhalt der Antworten des Interviewpartners geht, kann meistens darauf verzichtet werden, dialektale Besonderheiten oder parasprachliche Äußerungen (wie „hm“ oder „ähm“), Fehlleistungen, Stottern oder Pausen zu verschriften; eine solche wörtliche, mehr oder weniger bereinigte (Grob-) Transkription nennt man „verbatim“. Bei narrativen Interviews kann es indes wichtig sein, auch Details der Aufnahme bei der Transkription zu berücksichtigen, insbesondere Betonungen und Pausen oder parasprachliche Äußerungen (auch Lachen, Weinen), da diese notwendig sind, um den vollen Bedeutungsgehalt einer Äußerung zu erfassen. Ein solches sogenanntes Feintranskript ist oftmals zeitlich aufwendig. Je mehr Details einbezogen werden, desto aufwendiger wird die Transkription. Daher ist es wesentlich, vorab zu bestimmen, was genau auf welche Weise verschriftet wird und die entsprechenden Transkriptionszeichen zu definieren und anzugeben. Als Orientierung stehen unterschiedliche Transkriptionssysteme zur Verfügung, die in unterschiedlichen Forschungskontexten entwickelt worden sind (vgl. z. B. die online frei abrufbaren Vorschläge von Selting et al. (2009) und von Dresing und Pehl (2013)). Eine Modifikation und Adaption an die eigenen Forschungsbedarfe ist meistens sinnvoll. In größeren Forschungsprojekten wird die Transkriptionsarbeit

oft von einem professionellen Schreibservice vorgenommen. In diesem Fall sollte das Transkript nochmals mit der Audio- oder Videoaufnahme abgeglichen werden, um Fehler, die sich etwa bei fachsprachlichen Ausdrücken ergeben könne, auszugleichen. Das im Auswertungsprozess benutzte aufbereitete Transkript sollte neben dem Kopf mit Rahmeninformationen zum Gespräch (Codename des Gesprächspartners, Name der Interviewerin, Datum und Ort des Gesprächs, evtl. Dauer, Name der hinterlegten Audio-/Videodatei o. ä.) den Interviewtext mit durchnummerierten Zeilen (z. B. zum Beleg von Zitaten im Forschungsbericht) und die Angabe der verwendeten Transkriptionszeichen am Ende enthalten. Mit dem Beginn des Transkriptes eines Interviews, das im Rahmen des Projektes „ISAF 2010“ zum Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan geführt wurde (Seiffert et al. 2012; Langer 2013b, 2015), ist dafür in Abb. 2.2 ein Beispiel gegeben.

- *Aufbewahrung* der Audio-/Videoaufnahme und des Transkriptes und *Weitergabe*.²³ Soll die Aufnahme des Gesprächs nach der Transkription bis zur Beendigung des Projektes (oder gar darüber hinaus) aufbewahrt werden, ist auf die Einhaltung des Datenschutzes zu achten, indem „sichere“ Speicherorte gewählt werden (z. B. externe Festplatten), die einen Zugriff Dritter ausschließen. Dies gilt auch für den archivierenden Umgang mit Transkripten (auch bereits anonymisierten). Eine Weitergabe zum Zweck der Sekundärdatenanalyse durch Dritte, die zunehmend Bedeutung gewinnt, da es mittlerweile zu vielen Forschungsfragen relevante Daten aus früheren Forschungsprojekten gibt, darf nur erfolgen, wenn die Befragten damit einverstanden sind (z. B. durch eine Einverständniserklärung im Voraus) und wenn zudem sichergestellt ist, dass diese anonym bleiben. Da Interviews indes immer kontextspezifische Ko-Konstruktionen sind, bleibt der Wert von Sekundärdatenanalysen anhand fremder Transkripte ohne umfangreiche Informationen zur ursprünglichen Forschungsfrage, methodischem Design, individuellem Forschungsstil, Forschungssetting usw. fraglich.
- *Kontakt mit Befragten* über das Interview hinaus: In bestimmten Fällen kann es sinnvoll oder notwendig sein, den Kontakt mit den Befragten auch nach dem Interview aufrechtzuerhalten, wenn sich beispielsweise Nachfragen zu interessanten Aspekten, die erst im Auswertungsprozess ergeben, als Folgeinterviews geplant sind. Mitunter wünschen auch die Befragten selbst, nach dem

²³Zur EDV-basierten Speicherung von Interviews (insbesondere der Transkripte, aber auch der Audiodateien sowie weiterer ergänzender Dokumente) siehe die Ausführungen und Hinweise in der Einleitung zur Datenauswertung in Abschn. 2.3.



SOZIALWISSENSCHAFTLICHES INSTITUT
DER BUNDESWEHR



Interview Nr. 7

Codename: Feldweibel Luchs

<u>Interviewpartner:</u>	Fw (m, 35 Jahre alt)
<u>Interviewer:</u>	PCL
<u>Ort des Interviews:</u>	Feldlager Kunduz
<u>Datum des Interviews:</u>	XX.XX.XXXX
<u>Dauer des Interviews:</u>	78:16
<u>Dateiname:</u>	XXXXXX_XX.WMA
<u>Transkribent:</u>	SF

Anmerkungen zur Transkription

1. Verweise auf die Identität des Interviewpartners, der Kompanie, deren Kürzel sowie persönliche Identifizierungsmerkmale etc. sind gelb markiert für eventuelle weitere Anonymisierungen.
2. Teilweise findet das Interview neben laufenden Motoren von Fahrzeugen, Hubschraubern etc. statt, daher sind einige Stellen unverständlich.

- 1 PCL: Wie lange sind Sie hier im Einsatz?
- 2 Luchs: Wir sind seit XX [Monat 1] hier, das sind jetzt acht Wochen knapp, und sind Anfang
- 3 XX [Monat 2] dann dran, wieder nach Hause zu fahren.
- 4 PCL: Ihr wievielter Einsatz ist das?
- 5 Luchs: Das ist mein erster, persönlich mein erster.
- 6 PCL: Mit welchen Vorstellungen, Erwartungen, Bildern sind Sie hierher gekommen?
- 7 Luchs: Ähm also da wir oder da ICH Angehöriger einer XX-Kompanie bin, habe ich sehr
- 8 viel im Vorfeld darüber kennengelernt, das heißt also, durch Erzählungen, durch
- 9 Bilder, durch ja, einfach Informationen von anderen Kameraden, die schon oft hier
- 10 waren, habe ich eigentlich da sehr viel Informationen bekommen. Natürlich ist es
- 11 immer was anderes, wenn man dann im Endeffekt hier ist. Aber ja. Die Erwartungen
- 12 waren einfach, ja, so gestrickt, dass es natürlich auf jeden Fall ein gefährliches Pflas-
- 13 ter ist.

Abb. 2.2 Beispiel eines Interviewtranskriptes aus dem Mixed-Methods-Projekt „ISAF 2010“. (Eigene Darstellung: Phil C. Langer; nach projektinterner Vorlage)

Gespräch noch in Kontakt zu bleiben. Eine feste Regel, ob, inwieweit oder wie dies erfolgen kann oder darf, gibt es nicht. Diese Entscheidungen sind unter forschungsethischer Perspektive jeweils neu zu treffen.

- *Supervision und Intervision*: Versteht man Interviewführung als einen Prozess, an dem auch die Forscher unweigerlich beteiligt sind, dann lässt sich vermuten, dass der Forschungsprozess auch Spuren bei diesen hinterlässt. Dies betrifft vor allem empirische Forschung zu emotional „schwierigen“ Themen, wenn die Forschende quasi zum „Container“ der Geschichten der Anderen werden und so selbst psychosozialen Belastungen ausgesetzt sind. Als eine Möglichkeit eines reflektierenden Umgangs mit stressbedingten Belastungen erscheint dabei – sofern die Ressourcen vorhanden sind – die Forschungssupervision, die vor allem bei größeren Projekten nicht selten ist. Im Kontext studentischer Arbeiten bieten sich Peer-Varianten in Form von Intervision an, indem sich eine feste Gruppe empirisch arbeitender Studierender auf regelmäßiger Basis konstituiert, um die Forschungserfahrungen zu besprechen und sich so gegenseitig im Forschungsprozess zu unterstützen.

2.2.1.4 Studienbeispiel

Es ist bemerkenswert, dass in vielen (nicht nur) politikwissenschaftlichen Studien, die auf Interviews basieren, die für einen Nachvollzug der Generierung der Interviewdaten (Stichwort: Transparenz als Gütekriterium) wichtigen Informationen (Fallauswahl, ggf. Entwicklung/Inhalte und Verwendung des Leitfadens, Setting-Gestaltung, Rolle des Interviews u. a.) oft entweder nicht angeführt oder nicht begründet werden. Im Kontext mit eher vagen Hinweisen auf die Auswertung der Daten, die ebenso häufig zu finden sind, macht dies eine kritische Bewertung der präsentierten Befunde (und der Qualität der Studie insgesamt) durch die Leser schwierig. Diese spärliche Informationsvergabe mag damit zu tun haben, dass angesichts der weiten Verbreitung von qualitativen Interviews als Methode der Datenerhebung in der (wieder nicht nur) politikwissenschaftlichen empirischen Forschung stillschweigend davon ausgegangen wird, dass jeder schon wisse, was man wie warum getan habe; auch lassen Fachzeitschriftenartikel oft nur begrenzt Raum für ausführliche und begründende Beschreibungen des methodischen Vorgehens. Insofern die Transparenz, Nachvollziehbarkeit und Plausibilität des Vorgehens Qualitätsmerkmale interpretativer Sozialforschung sind, sollten indes studentische Arbeiten hier genauer sein als viele wissenschaftlich publizierenden Autoren.

Eine positive Ausnahme stellt der Artikel „Interviewing Political Elites: Lessons from Russia“ dar, den die US-amerikanische Politologin Sharon Werning Rivera mit ihren russischen Kollegen Polina M. Kozyreva und Eduard G. Sarovskii 2002 in

der Fachzeitschrift *PS: Political Science and Politics* veröffentlicht hat – allerdings handelt es sich dabei auch explizit um einen Beitrag, in dem Forschungserfahrungen weitergegeben und ein reflektierter Beitrag zur qualitativen Methodendebatte in der Politikwissenschaft geleistet werden sollen. Die Autoren berichten in dem Artikel über die Herausforderungen qualitativer Eliten-Forschung im post-kommunistischen Russland der 1990er Jahre und ihre methodischen Lösungsstrategien.²⁴ Zur Beforschung der sich verändernden Eliten-Kultur nach Zusammenbruch des Sowjetregimes führte die Erstautorin 133 als Tiefeninterviews bezeichnete Gespräche mit russischen Parlamentsabgeordneten und Spitzendiplomaten in Moskau und zwei Regionen der Russischen Föderation. Folgende Aspekte der Vorbereitung und Durchführung der Interviewstudie werden in dem Beitrag thematisiert:

- **Feldzugang und Fallauswahl:** Im Hinblick auf eine leichtere Generalisierbarkeit der Befunde wurde entschieden, eine Zufallsauswahl (*probability sampling*) zu versuchen, die einer quantitativen Zufallsstichprobenziehung ähnlich erscheint: Aus der Grundgesamtheit derjenigen, die in der Studie als politische Elite definiert wurden, sollte ein bestimmter Prozentsatz kontaktiert und mit Interviews befragt werden. Die Autoren verweisen dabei auf die Unsicherheit, ob die Sampling-Strategie Erfolg zeitigen würde: „We reasoned that [...] the polarized political context and general suspicion of foreigners would frustrate our efforts to arrange interviews with the individuals selected for the sample“ (Rivera et al. 2002, S. 683). Als problematisch stellte sich vor allem heraus, dass Informationen zur Grundgesamtheit (also z. B. alle Namen der Spitzenbürokraten) nur unvollständig erhältlich und die Kontakte mitunter nur mühsam herzustellen (da selbst die Parlamentarier oft nicht über ein Sekretariat oder Anrufbeantworter verfügten und es E-Mail-Kontakte damals so gut wie nicht gab) und Termine angesichts der Vielbeschäftigung der Befragten nur schwer vereinbar gewesen seien. Dennoch, so resümieren sie, hätten sich penetrante Kontaktversuche durchaus gelohnt und zu hohen Teilnahmequote (von 61 bis 87 % der Kontaktierten, je nach Gruppe) geführt.
- **Gewinnung von Vertrauen und Herstellung von Offenheit:** Die Autoren betonen, wie wichtig es angesichts eines gewissen Misstrauens gegenüber Forschung im Allgemeinen und ausländischen Wissenschaftlern im Besonderen gewesen

²⁴Die genaue Forschungsfrage ist in dem Beitrag nicht angegeben. Es finden sich jedoch Hinweise auf vorangegangene Publikationen, insbesondere auch die Doktorarbeit von Rivera (1998). Die Mehrfachverwertung von Forschungserfahrungen und -befunden, etwa in der Art, dass eine methodologische Reflexion der eigentlichen Ergebnispräsentation folgt, ist keine Seltenheit in interpretativer Forschung.

sei, eine offizielle Anbindung an eine russische Forschungseinrichtung gehabt zu haben. Die Studie war über die Ko-Autoren des Artikels an der Russischen Akademie der Wissenschaften verortet, wodurch offenbar genug Vertrauen in die Redlichkeit des Forschungsprojektes – und vor allem die US-amerikanische Hauptforscherin – gegeben war, um die Interviews durchzuführen.²⁵ Als potenzielles Hindernis führen die Autoren zudem die Wahrnehmung von Interviews als eine Art Prüfungssituation durch die Befragten an. Ihre Strategie, mit der entsprechenden Zurückhaltung und Unsicherheit umzugehen, war, vorab deutlich zu machen, dass es keine richtigen oder falschen Antworten gibt, aber auch, dass die Datenhoheit bei den Antwortenden liegt, diese also Antworten jederzeit verweigern können. Letztlich habe jedoch auch die empfundene Statusähnlichkeit zu einer erfolgreichen Forschungsbegegnung beigetragen, insofern es sich bei den Autoren um professionelle Forscher, ausgewiesene Wissenschaftler handele, wodurch die Asymmetrie zwischen den Beteiligten weniger stark wahrgenommen, die Interviewerin als „Gleiche“ respektiert worden sei: „This appeared to foster mutual understanding and convince respondents that their answers and comments would be understood“ (Rivera et al. 2002, S. 685).

- **Konzeption der Interviews:** Ein Bezug zu einer spezifischen Interviewmethode findet man in dem Artikel nicht. Der genauen Beschreibung der Fragearten zufolge könnte man es wohl als ein – dem Forschungsgegenstand und -kontext angepasstes – problemzentriertes Interview sehen, in dem sich erzählgenerierende offene Fragen und konkrete Nachfragen entlang eines Leitfadens abwechselten: „[...] we used a combination of open-ended and closed-ended questions (refined through pretesting and back-translation), presented in alternating fashion. The first five questions were very general open-ended queries, followed a couple of closed-ended questions, and so on in a similar fashion“ (Rivera et al. 2002, S. 686). Als eine besondere Herausforderung beschreiben die Autoren die Abfrage von soziodemografischen und berufswegbezogenen Informationen, „which we anticipated would be perceived by some as threatening“ (Rivera et al. 2002, S. 686). Sie reagierten auf diese antizipierte Herausforderung in zweifacher Weise: Sie stellten die Abfrage ans Ende des Gesprächs, sodass vorher Vertrauen und Offenheit aufgebaut werden konnten. Und sie bemühten sich um sensible Formulierungen:

²⁵In anderen Forschungskontexten wie China, so die Autoren, würde Vertrauen in die Forscher eher durch persönliche Kontakte geschaffen werden.

For example, when questioning elites about their residence abroad, we formulated the question as follows: “Did you ever happen to live abroad (not including the Commonwealth of Independent States and the Baltics) for a period of three months or more?” By phrasing the question in this way, we tried to: (1) draw attention away from their reason for living abroad, and (2) downplay their having been in a position to live abroad during the Soviet era, as this was right granted only with Communist Party approval. This was important because in the post-communist era, some respondents may be reluctant to disclose the extent of their previous involvement with the Party. (Rivera at al. 2002, S. 686)

- **Übersetzung:** Die Interviews fanden, soweit das aus dem Beitrag rekonstruierbar ist, durch die US-amerikanische Forscherin auf Russisch statt. Dennoch ergaben sich Schwierigkeiten in der Anwendung von bestimmten englischsprachigen Konzepten im Zuge der Konstruktion des Leitfadens und der Auswertung (und wohl auch im Verständnis spezifischer russischer Begriffe in den Interviews). Die Autoren verweisen in dem Artikel auf die Pre-Testung des Leitfadens mit russischen Muttersprachlern, um mögliche Verständnisschwierigkeiten vorab zu klären, sowie mehrere Runden der Hin-und-Her-Übersetzung des Leitfadens mit Kollegen, die beide Sprachen fließend sprachen.

Wie können wir den Artikel von Rivera, Kozyreva und Sarovskii in methodischer Hinsicht bewerten und was ist daraus zu lernen für die Konzeption und Durchführung von qualitativen Interviews?

- Positiv hervorzuheben ist der hohe Grad an method(olog)ischer Reflexivität, mit der die Autoren ihre Forschungsentscheidungen darstellen und begründen, und die Detailliertheit, mit der sie den Forschungsverlauf rekonstruieren. Dem oben angeführten Gütekriterium der Transparenz wird der Beitrag damit gut gerecht, auch wenn es in engerer interpretativer Sicht noch interessant wäre zu wissen, in welchen Settings die Interviews durchgeführt wurden, welche Interaktionsdynamiken sich entfalteten und wie mit diesen umgegangen wurde.
- Die Annahme der Autoren, dass die Herausforderungen, die sie beschrieben, in der Mehrzahl spezifisch für das post-kommunistische Russland seien, ist so nur bedingt zu folgen. Die meisten Aspekte, die in dem Artikel thematisiert werden (Sampling, Gewinnung von Vertrauen, „schwierige“ Fragen im Interview), treffen in der ein oder anderen Weise für die meisten Interviewprojekte, gerade aber für solche, in denen Mitglieder einer besonders markierten Gruppe (hier: Elite) befragt werden sollen, zu. Auch Übersetzungsnotwendigkeiten sind in qualitativen Studien nicht selten, wenn z. B. internationale Experten interviewt oder unterschiedliche Länder einbeziehende Vergleichsstudien in

Angriff genommen werden. Für diese Herausforderungen bietet der vorgestellte Beitrag mögliche Lösungsstrategien, deutet jedoch auch an, dass andere Forschungskontexte zu anderen Umgangsformen führen können und teilweise müssen.

- Eine Reihe der aus der Forschungspraxis heraus gegebenen Hinweise können auch in studentischen Qualifizierungsarbeiten von Nutzen sein. Das betrifft etwa den Rat, der Forschung institutionelle Legitimation zu geben, was durch offizielle Begleitschreiben der Universität/des betreuenden Professors bzgl. des Forschungsvorhabens möglich ist. Auch der Hinweis, die Selbstpräsentation sorgfältig zu planen, erscheint wichtig, ist es für Studierende manchmal doch schwierig (oder wird von ihnen so eingeschätzt), gerade bei Interviews mit sogenannten „Eliten“ ernst genommen zu werden – wobei es sich aber auch als Vorteil erweisen kann, „unterschätzt“ zu werden. In jedem Fall geht es um eine reflexive Forschungshaltung während des gesamten Forschungsprozesses.

2.2.2 Gruppendiskussion

2.2.2.1 Was ist eine Gruppendiskussion?

Die Gruppendiskussion stellt eine weitere interpretative Methode der kommunikativen Generierung von Daten in qualitativer Forschung dar. In einer ausführlichen Überblicksdarstellung zur Gruppendiskussion führt Siegfried Lamnek (2010, S. 376) folgende (hier leicht modifizierte) Ziele an, die mit der Wahl der Methode generell verbunden sein können:

- Erkundung von Meinungen und Einstellungen der einzelnen Teilnehmer (was indes nur in post-positivistischer Perspektive sinnvoll erscheint und die Gruppendiskussion in die Nähe des Gruppeninterviews bringt),
- Feststellung öffentlicher Meinungen und Einstellungen (in Anlehnung an die Tradition der Frankfurter Schule),
- Erforschung gruppenspezifischer Verhaltensweisen (in Anlehnung an die Tradition der Kleingruppenexperimente von Kurt Lewin),
- Ermittlung der Gruppenmeinung bzw. -einstellung und Erkundung der Gruppenprozesse, die zur Bildung einer bestimmten individuellen oder Gruppenmeinung führen sowie
- Ermittlung kollektiver Orientierungsmuster.

In der Politikwissenschaft spielen Gruppendiskussionen bislang eher eine untergeordnete Rolle.²⁶ Gleichwohl sind sie gut geeignet, um politische Einstellungen oder Diskussionen über Wahlen und andere Formen politischer Beteiligung zu untersuchen. In Bezug auf die Beforschung sozialer Bewegungen etwa sieht Donatella della Porta (2014, S. 305 f.) eine Stärke von Fokusgruppendiskussionen „in terms of revealing group norms, or even collective identities. During the debates, participants reveal both convergences and differences, agreement and disagreement. Moreover, focus groups are powerful instruments for investigating interactions and decision-making mechanisms“. Sie verdeutlicht das im Hinblick auf ihre eigene Forschung zu den Weltsozialforen, in der sie u. a. der Frage nachging, wie Demokratie in der Bewegung funktionierte:

Focus groups appeared as particularly helpful for the analysis of the processes of construction of collective identities, especially where actors were varied and complex. They allowed me to analyze the way in which the organizational ideology of the global justice movement acquired meaning and normative strength, as well as how these norms and understanding were collectively constructed and shared (della Porta 2014, S. 292).

Neben Studien, die rein auf Gruppendiskussionen beruhen, wird die Methode auch in andere Forschungsdesigns eingebunden, in denen sie bestimmte Funktionen übernimmt:

- *explorativ* können durch sie bei einem noch sehr vagen oder groben Überthema für eine Untersuchung durch den Gruppenprozess in sehr offener Weise diejenigen Aspekte identifiziert werden, die für die Hauptuntersuchung (etwa mittels Fragebogen) in den Blick genommen werden sollen, weil/wenn sie sich als zentrale Gruppenthemen herausgestellt haben;
- *differenzierend* und *illustrierend* kann durch sie im Anschluss etwa an quantitative Befragungen die Variationsbreite von Einstellungen herausgestellt werden und ggf. „typische“ Aussagen für eine eingängigere Vermittlung der Befunde im Forschungsbericht gewonnen werden;
- in Form einer *kommunikativen Validierung* ermöglicht sie, durch Diskussion der Befunde einer Untersuchung im Gruppenprozess, deren intersubjektive Gültigkeit bzw. Tragfähigkeit zu untersuchen; dies geschieht beispielsweise im Rahmen partizipativer Ansätze zur Rückspielung von Ergebnissen mit den in Einzelinterviews Befragten.

²⁶Zu neueren Entwicklungen, die ein zunehmendes Interesse an Gruppendiskussionen auch in der politikwissenschaftlichen Forschung anzeigen, siehe Stanley (2016).

Was genau versteht man aber in einem sozialwissenschaftlichen Sinn unter einer Gruppendiskussion? Zunächst: Die Gruppendiskussion ist dem Interview insofern ähnlich, als es sich um eine Methode der kommunikativen Generierung von Daten zu einem bestimmten Forschungszweck handelt und durch einen Leiter oder Moderator gesteuert wird. Sie stellt jedoch keine spezifische Form des Gruppeninterviews durch bloß quantitative Erhöhung der Zahl der am Gespräch Beteiligten dar. Die vielfach mit der methodischen Wahl des Gruppeninterviews verbundenen Erwartung, dass es sich um eine ressourcenschonende Option des Interviews handelt, durch die etwa in einer Gruppe mit sechs Teilnehmern zeit- und oft kostensparend sechs Einzelinterviews ersetzt werden könnten, geht fehl. Damit ist nicht primär gemeint, dass dabei rein forschungspraktisch übersehen wird, dass die vermeintliche Ressourcenschonung in der später viel aufwendigeren Transkription des Gesprächs mit ihren Herausforderungen der Zuordnung von Äußerungen zu bestimmten Sprechern und vielfach überlappenden und ineinander übergehenden Äußerungen sowie die Auswertung ins Gegenteil umschlagen kann. Ignoriert werden bei dieser Erwartung vor allem die gruppendynamischen Prozesse, die das Gespräch wesentlich strukturieren, indem Bedeutungen interaktiv ausgehandelt werden und/oder Gruppenmeinungen artikuliert werden, die nicht unbedingt den Einzelmeinungen der Teilnehmenden entsprechen. Daher ist die Gruppendiskussion als eigenständige Methode der qualitativ verfahrenenden Sozialforschung anzusehen. Im Gegensatz zum Interview ist sie indes weniger gut theoretisch und methodologisch fundiert, weist weniger konventionalisierte Varianten auf und ist – trotz einer gewissen Konjunktur in den letzten zehn bis 15 Jahren – weit weniger verbreitet (im Gegenteil zur sozialwissenschaftlich angehauchten Umfrageindustrie, in der sie, durchaus gut begründet, zu den am häufigsten angewandten Methoden zählt). Darüber hinaus stellt die Gruppendiskussion – insofern sie nicht als Agglomerat von Einzelinterviews verstanden wird – keine individualistische, sondern kollektivistische Methode der Sozialforschung dar, in der nicht das Individuum, sondern die Gruppe im Mittelpunkt steht; im Sinne eines „naturalistischen“ Vorgehens ist sie damit der Erforschung (bestimmter) sozialer Phänomene besonders angemessen.

Die Ursprünge der Gruppendiskussion geht auf (wesentlich quantitative) sozialpsychologische Kleingruppenexperimente in den USA seit den 1930er Jahren zurück, deren Untersuchungsfokus – das Verhalten und die Arbeitsleistung von Gruppen in Abhängigkeit vom Führungsstil – auch heute noch Aktualität besitzt.²⁷ In Deutschland wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg durch die

²⁷So fragten Kurt Lewin et al. (1939, S. 271) in ihrem Aufsatz „Patterns of aggressive behavior in experimental created ‚social climates‘“ provokant: „Is not democratic group life more pleasant, but authoritarianism more effective?“.

remigrierten Mitglieder des Frankfurter Instituts für Sozialforschung (die sogenannte „Frankfurter Schule“ um Max Horkheimer und Theodor W. Adorno) zum Studium von politischen Meinungen und Einstellungen im Gruppenkontext eingeführt. Durch die kontrollierte Inszenierung einer öffentlichen Gesprächssituation unter Fremden sollten latente Meinungen untersucht werden, da diese „erst Kontur [gewinnen; PCL], wenn das Individuum [...] sich gezwungen sieht, seinen Standpunkt zu bezeichnen und zu behaupten“ (Pollock 1955, S. 34; zit. nach Bohnsack 2012, S. 370).

Ein prägnantes Beispiel hierfür, das zugleich eine methodologisch interessante Nutzung der Gruppendiskussion in einem experimentell-quantitativen Forschungsdesign anzeigt, bietet die 2016 im Journal *Research and Politics* veröffentlichte Studie „How group discussions create strong attitudes and strong partisans“ von Matthew S. Levendusky, James N. Druckman und Audrey McLain. Die Autoren gehen in der Studie von der alltäglichen Erfahrung aus, dass über Politik normalerweise nicht allein für sich räsoniert, sondern mit anderen zusammen, mitunter also in Gruppen diskutiert wird, und dass diese Diskussionen Einfluss auf politische Einstellungen, politisches Interesse und Handeln haben. Wie stark dieser Einfluss jedoch ist, sei bislang wenig beforscht. Um dies zu untersuchen, konzipierten die Autoren ein auf Gruppendiskussionen basierendes experimentelles Design mit drei Gruppenbedingungen: 1) Teilnehmer, die keine Gruppendiskussion mitmachten, 2) Teilnehmer, die in parteipolitisch homogenen Gruppen (also dem US-amerikanischen Parteiensystem entsprechend sich als Demokraten oder Republikaner identifizierten) über ein aktuelles kontroverses Themenkomplex (den Bau einer Erdölpipeline und neue Ölbohrungen) diskutierten, und 3) Teilnehmer, die dies in parteipolitisch heterogenen Gruppen (die also je zur Hälfte aus Republikanern und Demokraten bestanden) taten. Nach Beendigung der (allerdings mit durchschnittlich nur sieben Minuten arg kurzen, in einem engeren interpretativen Sinn kaum als solche zu bezeichnenden) Diskussionen wurde mithilfe eines standardisierten Fragebogens gefragt, wie groß der Wunsch nach weiteren Informationen zum Thema und die Bereitschaft, eine Petition mit zu unterzeichnen, und wie stark die Bedeutung parteipolitischer Identifizierung bei den Teilnehmer war. Im Ergebnis verweisen die Autoren auf zweierlei: Zum einen sei der positive Einfluss der Diskussionsteilnahme auf das politische Interesse beträchtlich:

Those who participate in discussion think more about the issues (and more deeply), and develop issue attitude that they perceive as being relatively more important. [...] Further, those who deliberate about the issue are about 0.8 standard deviations more interested in information about the issue, approximately 30 percent more likely to provide their email for more information, and about 25 percent more likely to sign

the petition going to their member of Congress. Simply put, those who engage in discussion are more likely to be engaged with the issue (Levendusky et al. 2016, S. 3).

Dies wird von den Autoren durch die oben genannte Interaktionsdynamik erklärt, der zufolge in der Gruppe Meinungen schärfer konturiert und herausgearbeitet werden. Zum anderen problematisieren die Autoren jedoch, dass sich in den parteipolitisch homogen zusammengesetzten Gruppen die jeweilige ideologische Positionierung verstärkt: „Specifically, homogenous group discussions [...] strengthen partisan identities, which can increase partisan bias and motivated reasoning“ (Levendusky et al. 2016, S. 1). Mit anderen Worten: Gruppendiskussionen können auch zu einer „Echokammer“ für Ingroup-Ansichten werden. Angesichts der zunehmenden sozialräumlichen Differenzierung parteipolitisch relativ homogener Wahlbezirke in den USA in den letzten zwei Jahrzehnten lässt dieser Befund nichts Gutes für die öffentliche Debattenkultur in den USA erwarten.

In der neueren interpretativen Sozialforschung scheinen zwei theoretische Perspektiven auf die Gruppendiskussion auf, die den Prozesscharakter der Interaktion in der Gruppe als wesentlich anerkennen: Die erste geht von der Entstehung (Emergenz) von Bedeutungen in einem interpretativen Aushandlungsprozess aus, die zweite von der Artikulation (Aktualisierung/Repräsentation) kollektiver Orientierungsmuster im Gruppenprozess. Während die erste damit das lokale und situative Aushandeln von Bedeutungen in den Blick nimmt, die sich im Laufe der Gruppendiskussion manifestieren, spürt die zweite Kollektivphänomenen nach, die sich zwar in der Gruppe zeigen, aber wesentlich auf die soziale Wirklichkeit jenseits der Gruppe beziehen. Siegfried Lamnek (2010, S. 389 f.) vermerkt zu dieser zweiten – in der deutschen Debatte maßgeblich von Ralf Bohnsack vertretenen – Perspektive: „Dieser Einschätzung liegt die Annahme zugrunde, dass Sinn- und Bedeutungszuschreibungen, Lebensorientierungen usw. primär sozial konstituierten, gemeinsamen Erfahrungsräumen entstammen und sich im Miteinander von Menschen mit gleichen oder ähnlichen Erfahrungen zeigen.“ Der Unterschied beider Perspektiven wird in Bezug auf die interpretativen Ergebnisse deutlich: In der ersten steht der sich manifestierende Sinngehalt der Diskussion im Vordergrund, in der zweiten die latent in der Struktur der Kommunikation zu findenden kollektiven Sinnmuster (Bohnsack bezeichnet das im Anschluss an Mannheim als „dokumentarischen Sinn“).

In jedem Fall langt es nicht, sich nur die Einzeläußerungen der Diskussions Teilnehmer anzusehen; es bedarf immer auch einer Analyse der Interaktion und des Gruppenprozesses, sei es, um zu verstehen, wie Meinungen verhandelt werden und sich eine Gruppenmeinung formiert, oder herauszuarbeiten, wie sich im

Interaktions-/Kommunikationsprozess bestimmte geschlechts-, milieu-, alters-, migrationsspezifische Orientierungsmuster zeigen. Da in der Gruppendiskussion der Kommunikationsprozess der Teilnehmer untereinander zentral ist, verändert sich im Vergleich zum Interview auch die Rolle des Moderators entscheidend. Er tritt in den Hintergrund und sorgt dafür, dass das Gespräch am Laufen bleibt, d. h. er begnügt sich im Regelfall damit, durch gezielte Stimuli oder Impulse längere Diskussionsphasen zu initiieren. Zwar wird auch in Gruppendiskussionen oftmals eine Art von Leitfaden verwendet. Dieser beinhaltet meist jedoch nur grobe Themen, die in der Gruppe besprochen werden sollten; der Diskussionsverlauf ist wesentlich an den thematischen Relevanzsetzungen der Gruppe orientiert. Das beeinflusst auch – quantitativ wie qualitativ – die für die Forschung konstitutive Asymmetrie der Beteiligten. Die Gruppe erhält gegenüber dem Moderator mehr Gewicht, Deutungs- und Handlungsmacht, sodass man tendenziell von einem produktiven Kontrollverlust des Moderators über das Forschungsgeschehen sprechen kann.

Dieser Aspekt macht die Gruppendiskussion gerade auch für die feministische Forschung interessant, wie Esther Madriz (2003, S. 364) programmatisch vermerkt:

For years, the voices of women have been silenced in most research projects. Focus groups may facilitate women of color „writing culture together“ by exposing not only the layers of oppression that have suppressed these women’s expressions, but the forms of oppression that they use every day to deal with such oppression. [...] focus groups can be an important element in the advancement of an agenda of social justice for women, because they can serve to expose and validate women’s everyday experiences of subjugation and their individual and collective survival and resistance strategies.

Für die Auswertung von Gruppendiskussionen stehen mit der Inhaltsanalyse (siehe Abschn. 2.3.1), die sich auf die manifesten Aussagen im Sinne von Einzel- wie auch Gruppenmeinungen) bezieht, der Diskursanalyse (siehe Abschn. 2.3.2), die diskursiven Phänomenen, die sich in der Gruppe zeigen, nachspürt, und den hermeneutischen Verfahren (siehe Abschn. 2.3.3), die vor allem für die Erforschung unbewusster Gruppenprozesse und -dynamiken herangezogen werden können, unterschiedliche Methoden zur Verfügung.

2.2.2.2 Welche Formen von Gruppendiskussion gibt es?

Im Gegensatz zum Interview hat sich bei der Gruppendiskussion bislang keine so große Vielfalt an mehr oder weniger konventionalisierten Varianten herausgebildet. Damit scheint der individuelle Spielraum der Gestaltung von Gruppendis-

kussionen zum einen größer; zum anderen stehen jedoch weniger methodische Vorbilder, die sich in der Forschungspraxis bewährt haben, zur Verfügung, sodass die Forschungsentscheidungen, die bei der Konzeption und Durchführung einer Gruppendiskussion getroffen werden müssen, unter einem besonderen Reflexions- und Legitimationsdruck stehen.

Siegfried Lamnek (2010, S. 394) weist darauf hin, dass die Variationen der Gruppendiskussion „schier unbegrenzt“ seien, und führt einige Optionen beispielhaft an:

- Zusammensetzung der Gruppe: homogen oder heterogen, künstlich zusammengesetzt oder natürlich, lose Gruppenverbände oder stark kohäsive Kollektive (z. B. Familien);
- Strukturierung der Diskussion: thematisch gebunden oder offen, formal strukturiert oder unstrukturiert;
- Art der Diskussionsleitung: neutral oder engagiert, direktiv oder non-direktiv.

Er resümiert: „Welche Kombinationsmöglichkeiten unter welchen Einsatzbedingungen ratsam erscheinen, lässt sich nicht allgemein und vorab festlegen. Die Begründung einer bestimmten Ausgestaltung des Gruppendiskussionsverfahrens muss dem jeweiligen Anwender der Methode vorbehalten bleiben“ (Lamnek 2010, S. 394).

Von dieser konkreten Ausgestaltung hängt letztlich der Verlauf einer Gruppendiskussion ab. Zwar liegen einige (idealtypische) Verlaufsmodelle vor, die anhand empirischer Gruppendiskussionen (re-)konstruiert wurden. So unterscheidet etwa Mucchiellis (1973) die drei Phasen des „Auftauens“, der „Konfrontation“ und der „Entspannung“. Es ist jedoch anzunehmen, dass sie nur selten in dieser Form von der Gruppe in der Praxis realisiert werden. Für die Planung einer Gruppendiskussion sind sie aufgrund der produktiven Unkontrollierbarkeit ihres Ablaufes zudem nur bedingt hilfreich, dienen eher als grobe Orientierung bzw. Instrument der Ad-hoc-Reflexion der Gruppendynamik durch den Moderator bzgl. der sich im Hier und Jetzt der Diskussion situativ entfaltenden Dynamik.

Im Folgenden möchten wir auf drei spezifische Formen der Gruppendiskussion etwas näher eingehen: der Fokus- der Backtalk- und der Online-Gruppendiskussion.

Fokusgruppendiskussion

Die Mehrzahl von Gruppendiskussionen wird als sogenannte Fokusgruppendiskussionen konzipiert und durchgeführt. Darunter versteht man eine vom Forscher moderierte Diskussion in einer relativ kleinen Gruppe zu einem bestimmten

Thema. Die Fokussierung auf ein vorab festgelegtes Thema hat Folgen für die Zusammenstellung der Gruppe. Eine gewisse Homogenität in Bezug auf mindestens ein Merkmal (z. B. ein bestimmtes Milieu) erscheint sinnvoll; darüber hinaus ist eine gewisse Heterogenität der Diskussionsteilnehmer (z. B. bezüglich der politischen Einstellungen) erwünscht. Diese Einschätzung beruht auf der Annahme, dass „groups that are too heterogenous might result in conflict and the repression of views of certain individuals“ (Bloor et al. 2001, S. 20), während Diversität zugleich diskussionsanregend wirke. Oft werden gemeinsam geteilte Schicht- oder Milieu-Zugehörigkeit als wichtiges Kriterium herangezogen, um zu vermeiden, dass durch stark unterschiedliche Bildungshintergründe eine offene Kommunikation schwierig wird; auch die Zusammenstellung von altersmäßig oder „kulturell“ recht homogenen Gruppen findet sich in der Literatur öfters. Das spezifische Homogenitätsmerkmal richtet sich maßgeblich nach dem Fokus der Gruppendiskussion. Fokusgruppen sind zumeist keine „natürlichen“ Gruppen, die auch außerhalb der Forschungssituation bestehen (etwa in der Familie, in gemeinsamen beruflichen Kontexten, Mitgliedern eines bestimmten Ortsverbandes einer Partei), sondern künstlich hergestellte, deren Teilnehmerinnen für die bestimmte Diskussionssituation rekrutiert werden.

Wie beim Interview kommt dem Beginn auch bei der Gruppendiskussion große Bedeutung zu. In der Regel wird – auch im Sinne eines Warm-ups und Herstellung einer offenen Gesprächsatmosphäre – mit einer kurzen Vorstellung des Projektes, der Gruppenteilnehmer untereinander und des Ablaufs (sowie ggf. der Regeln) der Diskussion begonnen. Dem schließt sich ein diskussionsanregender Stimulus an. Dieser kann in einem provokanten Statement oder einer pointierten Frage bestehen oder im Zeigen eines kurzen Filmes, der mit dem Thema verbunden ist, in der Lektüre eines Zeitungsartikels oder im Zeigen von Fotos etc. erfolgen. In dem beispielhaft angeführten Forschungsprojekt von della Porta zu den in den Weltsozialforen engagierten sozialen Bewegungen

the discussion in each group was always opened with the questions: ‚What is this movement according to you and for you?‘ Through this question it was possible to identify the most important characteristics immediately indicated by the subjects as belonging to the movement and gather, through single personal experiences, the type of relations and degrees of identification in the latter (della Porta 2014, S. 295).

Im Idealfall entfaltet sich auf den Anfangsstimulus eine längere Diskussion unter den Teilnehmern, in der sich der Moderator weitgehend zurückhält. Er kommt erst dann wieder ins Spiel, wenn die Diskussion zu verebben scheint, indem ein weiterer Gesprächsstimulus gegeben wird. Hierbei wird oft auf einen groben

Leitfaden zurückgegriffen, der die thematischen Aspekte enthält, die besprochen werden sollen, evtl. mit vorformulierten diskussionsgenerierenden Statements/Fragen verbunden.

Ein solcher Leitfaden dient dazu, dem Moderator Anhaltspunkte und Hilfestellungen für die Strukturierung der Diskussion zu geben und wichtige Aspekte nicht aus den Augen zu verlieren. Gewährleistet sein muss jedoch die Offenheit und Flexibilität der Gruppendiskussion, d.h. der Leitfaden ist zu jedem Zeitpunkt nach theoretischen, inhaltlichen oder methodischen Bedürfnissen modifizierbar, um den Interessen der Gruppenteilnehmer gerecht zu werden... (Lamnek 2010, S. 378).

Zu der Frage, wann und wie eine Fokusgruppendiskussion beendet werden sollte, gibt es in der Literatur bemerkenswerterweise kaum Aussagen. Dies scheint stark dem Gespür des Moderators überlassen zu sein. Erlahmt die Diskussion und sind alle Themenbereiche des Leitfadens abgedeckt, könnte etwa mit der Frage, ob den Teilnehmern noch etwas wichtig sei, ins Gespräch einzubringen, ob sie ein abschließendes Statement angeben möchten oder wie sie die Diskussion empfunden haben, zum Ende hingeleitet werden.

Backtalk-Gruppendiskussion

Die Backtalk-Gruppendiskussion stellt eine besondere Form der Gruppendiskussion dar, die vor allem in partizipativen Forschungsansätzen darauf abzielt, diejenigen Menschen, die durch ein bestimmtes Forschungsprojekt „betroffen“ sind (*Stakeholder*), in die Interpretation der Forschungsbefunde einzubeziehen. Primär handelt es sich dabei um die im Rahmen etwa von Interviews, Gruppendiskussionen oder Beobachtungen direkt in den Forschungsprozess Involvierten. Darüber hinaus umfasst die Bezeichnung *Stakeholder* prinzipiell alle relevanten Akteure im Untersuchungsfeld, beispielsweise aus *Community*- oder Hilfsorganisationen, die die Beforschten politisch zu vertreten beanspruchen oder durch psychosoziale Unterstützungsangebote als Zielgruppe verstehen, aber auch aus dem Verwaltungs- oder politischen Bereich, die die institutionellen Rahmenbedingungen mitdefinieren, die das Feld strukturieren und damit die Lebenswelt der Beforschten beeinflussen (und damit letztlich, etwas im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung immer auch für ihren *Impact* im Feld mitbeforscht werden können).

Die englische Bezeichnung *backtalk* bedeutet soviel wie „Widerrede“ oder „freche Rede“. Den Teilnehmern soll in diesem Sinn die Möglichkeit gegeben werden, die ihnen von den Forschern vorgelegten Befunde des bis dahin abgelaufenen Forschungsprozesses kritisch zu diskutieren, sie zu modifizieren, ihnen zu widersprechen, gemeinsam alternative Interpretationen zu entwickeln. Ausgangspunkt dieser Methode ist demnach eine bereits erfolgte Datenerhebung

(unabhängig von dem dafür gewählten Verfahren) sowie eine vorläufige Auswertung dieser Daten. Die Ergebnisse des Auswertungsprozesses sind in dieser Hinsicht nicht als feststehende („wahre“) Erkenntnisse über die Beforschten oder das Feld zu verstehen, die es nun zu vermitteln gelte, sondern als mögliche (und von den Beforschten oder im Feld praktisch Arbeitenden möglicherweise als ungemessen oder „falsch“ wahrgenommene) Interpretationen, die aus der je spezifischen und partikularen Sichtweise der Forschenden, die meistens nicht Teil des Forschungsfeldes sind, sondern „von außen“ kommen. In der gemeinsamen Diskussion dieser Befunde können so „blinde Flecken“ (z. B. unreflektierte implizite Annahmen und Vorurteile) der Forschenden erkannt werden, neue Interpretationsperspektiven, die dem Blick „von Innen“ entsprechend entwickelt und (nicht zwangsläufig) zu einer gemeinsamen neuen, von allen Beteiligten geteilten Interpretation gelangt sowie Ansätze (und Probleme) der Vermittlung der aus der Diskussion hervorgehenden Erkenntnisse in das Feld aufgezeigt werden.

Aus partiziativer Sicht geht es bei der Backtalk-Gruppendiskussion darum, den Beforschten einen Teil von Deutungshoheit über die an und mit ihnen gewonnenen Daten zurückzugeben (*ownership*), sie als wesentlichen Bestandteil einer gemeinsamen Wissensproduktion ernst zu nehmen und sie in Form einer Metakommunikation über den Forschungsprozess und die darin gewonnenen Forschungsergebnisse als „Experten“ anzuerkennen. Dies ist gerade bei sensiblen Forschungsthemen wichtig, bei denen empirische Befunde ein hohes Potenzial aufweisen, durch die Legitimierung politischer Entscheidungen die Stigmatisierung und Diskriminierung von gesellschaftlich marginalisierten Gruppen zu begründen, die üblicherweise aus dem Prozess der akademischen Wissensproduktion ausgeschlossen sind – gerade weil Forschung aus einer privilegierten gesellschaftlichen Position heraus mit damit einhergehenden „blinden Flecken“ hegemoniale Diskurse zu stützen tendieren.

Ein Beispiel für den Einsatz und den Ablauf einer Backtalk-Fokusgruppendifkussion gibt Annalisa Frisina, die die Methode in ihrem 2006 erschienenen Artikel „Back-talk Focus Groups as a Follow-Up Tool in Qualitative Migration Research: The Missing Link?“ konzeptionell dargestellt hat. Sie macht sie an einem Forschungsprojekt fest, in dem sie muslimische Jugendorganisationen in Italien untersuchte. In einem dreijährigen Forschungsprozess, der eine teilnehmende Beobachtung und 50 qualitative Interviews beinhaltete, kam sie zu dem Ergebnis, dass sich die Jugendlichen den dominanten Diskursrahmen in ihrem Alltagsleben durch bestimmte Taktiken und Strategien zu widersetzen versuchen. So würden sie sich etwa in Interviews mit Journalisten als „Muslime gegen Gewalt und Terrorismus“ bezeichnen und so das durch Einführung von „Muslime“ und „Terrorismus“ begründete Stigma zu ihren Gunsten zu wenden und

über ihre Sichtbarkeit in den Medien das Bild der Muslime positiv zu beeinflussen versuchen. Um ausgewählte Befunde mit den Beforschten und Befragten zu diskutieren und kritisch hinterfragen zu lassen, lud sie vier Männer und drei Frauen der Jugendorganisation, die zwischen 20 und 25 Jahren alt waren, als „the most motivated and active of the participants“ zu einer Fokusgruppendiskussion in die Räume der Universität ein. Dabei stellte sie zunächst in einer halbstündigen Präsentation die Befunde vor und führte aus, wie sie zu ihnen gekommen war. In der anschließenden 90-minütigen Diskussion diskutierten die Teilnehmer diese Befunde untereinander und gemeinsam mit ihr.

Als Fazit der Erfahrung mit der Methode schreibt Frisina (2006, Abs. 24):

The back-talk focus group with Muslim youth stimulated the reflexivity of the researcher offering „dissents, agreements and suggestions“, which are *new data*, not a validation of the results of the research. There is no need to seek a „consensus“ if the contested categories still „make sense“ for the researcher: what is at stake is the possibility to add the voice of the participants to the researcher's interpretations and to open the text to multiple interpretations.

Online-Diskussionen

In den letzten Jahren wurden zahlreiche Vorschläge gemacht, die Methode der Gruppendiskussion im Hinblick auf Online-Nutzung zu rekonzeptualisieren (siehe dazu u. a. Lamnek 2010, S. 420–428). Dafür wurden u. a. forschungsökonomische Aspekte als Vorteile angeführt (z. B. Erdogan 2001). In gruppentheoretischer Perspektive ist die Durchführung einer internetbasierten Diskussion indes kein einfacher Wechsel des Kommunikationsmediums, da die Interaktionsdynamik als wesentlich ans physische Hier und Jetzt der Teilnehmer gebunden begriffen wird. In dieser Hinsicht scheint die bewusst initiierte und systematisch gestaltete Online-Diskussion als eine von der Gruppendiskussion verschiedene, eigenständige Methode der qualitativen Sozialforschung theoretisch und methodologisch noch wenig fundiert zu sein. Demgegenüber werden „natürliche“ Online-Diskussionen in Internetforen regelmäßig im Rahmen von inhalts- und diskursanalytischen Studien zum Gegenstand von Forschung gemacht (siehe z. B. Janssen und Kies 2005; Kushin und Kitchener 2009; Choi und Park 2013).

2.2.2.3 Worauf ist bei der Durchführung von Gruppendiskussionen zu achten?

Viele Aspekte, die bei der Vorstellung des Interviews thematisiert wurden, lassen sich auf die Gruppendiskussion übertragen und werden hier nicht nochmals ausgeführt. Sie betreffen unter anderem Fragen der Gewinnung von und Kontaktaufnahme mit potenziellen Diskussionsteilnehmern, der Vorab-Information und

Aufklärung, aber auch ethische Erwägungen. Im Folgenden werden jene Aspekte kurz benannt, die sich als spezifische Herausforderungen bei der Konzeption und Durchführung von Gruppendiskussionen ergeben.

- **Gruppengröße:** Eine allgemeine Aussage bezüglich der „idealen“ Gruppengröße für eine Diskussion ist – wie so oft in der interpretativen Forschung – nicht möglich. Kleinere Gruppen mit bis zu fünf Teilnehmern erscheinen vergleichsweise einfach moderierbar und können bei mit dem Thema stark identifizierten Teilnehmern intensive Diskussionen hervorbringen; allerdings kann die Diskussion auch schnell erlahmen und einen größeren Einsatz des Moderators erfordern. Größere Gruppen mit bis zu zwölf Teilnehmern versprechen eine intensivere Gesprächsdynamik auch bei weniger motivierten Beteiligten, sind aber oft mit einem erhöhten Moderationsbedarf verbunden und gestalten die Transkription und Auswertung aufgrund ihrer potenziellen Unübersichtlichkeit schwierig. In der Literatur werden mitunter zwischen sechs und acht Teilnehmern als ideal angesehen. In gruppenanalytischen Arbeiten, die jedoch keine einmaligen, sondern über einen längeren Zeitraum zusammen arbeitende Gruppen betreffen, werden acht Teilnehmende präferiert. Dies sind indes eher Erfahrungswerte, die nicht für jedes Projekt zutreffen müssen und, nebenbei bemerkt, bislang ohne überzeugende theoretische Fundierung sind. Zwei Gruppen mit gleicher Zahl von Teilnehmenden zum gleichen Thema können völlig unterschiedlich verlaufen. Mit dieser Unkontrollierbarkeit muss man rechnen und umgehen können. Sie macht zugleich auch den Reiz und den möglichen Wert von Gruppendiskussionen aus.
- **Gruppenzusammensetzung:** Neben der Gruppengröße ist die Gruppenzusammensetzung entscheidend für die produzierte Dynamik und letztlich die Datengenerierung. Auf die notwendige Balance zwischen Homogenität und Heterogenität in der Gruppe wurde bereits verwiesen. Ein allgemeingültiges Rezept ist auch hier nicht angebar. In der angeführten Studie von della Porta (2014) etwa wurden sechs Gruppendiskussionen durchgeführt, die jeweils in Bezug auf Alter homogen waren („Teenagers“, „New Generation“, „Lost Generation“, „77er-Generation“, „68er-Generation“ und „Nachkriegsgeneration“), um die generationenspezifischen Konzeptionen von Demokratie zu untersuchen und die Intragruppenkommunikation zu befördern; in Bezug auf Geschlecht, die spezifische Organisation unterschiedliche Grade der Involviertheit in die beforschten sozialen Bewegungen wurde jedoch eine große Heterogenität, die die Zusammensetzung im Feld weitgehend repräsentieren sollte, angestrebt.

- **Anzahl der Diskussionen:** Nicht die einzelnen Teilnehmer einer Diskussion bilden die Fallzahl der Stichprobe, sondern die Zahl der Gruppendiskussionen. Diese kann, je nach Forschungsfrage (und Ressourcen) variieren. Es gibt Einzelfallstudien mit nur einer Gruppe; meistens beinhaltet eine Studie, wie die von della Porta oder die unten ausgeführten Beispiele (siehe Abschn. 2.2.2.4), jedoch mehrere Diskussionen. Dabei können mehrere in Bezug auf Anzahl der Teilnehmer und Zusammensetzung gleiche, aber auch unterschiedliche Gruppen zu einem Thema abgehalten oder auch eine feste Gruppe in zeitlichem Abstand mehrfach für eine Diskussion eingeladen werden, um Veränderungen zu untersuchen. In diesem Fall sollte jedoch damit gerechnet werden, dass nicht immer alle Teilnehmer der ersten Gruppe auch für weitere zur Verfügung stehen.
- **Typische Rollen in der Gruppe:** Gerade in mittleren und größeren Gruppen inszenieren sich typische Rollen in Gruppen. Für Moderatoren ist es wichtig, sich dessen bewusst zu sein, um die Gruppendynamik zu verstehen und ggf. gezielt beeinflussen zu können. So treten oft „der Alleinunterhalter“ und „der Schweiger“ auf, die auf ihre je eigene Art die Diskussion beeinflussen, wird bei kontroversen Themen oft ein „Sündenbock“ gesucht und gefunden (siehe dazu die einsichtsreichen Ausführungen des Gruppenanalytiker Yalom 2015, S. 433–470). Im Hinblick auf eine gezielte Beeinflussung der Gruppendynamik ist der Moderator indes mit einem Dilemma konfrontiert: Er soll sich zurückhalten und seine Eingriffe (etwa durch Eingabe von Stimuli) minimieren, um den Gruppenprozess nicht zu stören, hat jedoch auch ein Interesse daran, dass jeder in der Diskussion zu seinem Recht kommt, also beispielsweise auch derjenige sich beteiligt, der sich aus oft nicht direkt ersichtlichem Grund vom Gespräch zurückzieht und/oder ausgeschlossen wird oder fühlt. Prinzipiell gilt bei Gruppendiskussionen der Grundsatz, dass die bei Interventionen die Gruppe als Ganzes adressiert werden sollte und nicht Einzelne in der Gruppe, die direkt angesprochen und so markiert und gezwungen würden, sich zu verhalten; oft ist jedoch bereits ein ermutigender Blickkontakt hilfreich.
- **Rolle des Moderators:** Die Funktion des Moderators ist demnach keine einfache und changiert zwischen gezielter Stimulierung und genereller Zurückhaltung, da es ja kein Gruppeninterview ist, in dem die Teilnehmer je einzeln angesprochen werden, sondern es darum geht, dass sich eine Diskussion zwischen den Teilnehmenden entfaltet. Wie auch für das Interview ist es gerade für mit der Methode der Gruppendiskussion wenig Vertrauten mitunter sinnvoll, eine Probediskussion zu führen; verläuft diese zufriedenstellend, kann sie als Fall im weiteren Studienverlauf berücksichtigt werden, erscheint sie wenig gelungen, sollten aus der Reflexion der Gruppendynamik Rückschlüsse im Hinblick auf Größe, Zusammensetzung und eigene Rolle in der Diskussion gezogen werden.

- **Stimuli:** Einige Möglichkeiten, Impulse für die Diskussion zu geben, wurden bereits genannt. In Bezug auf die Nutzung von medialen Stimuli sollte vorab reflektiert werden, welche (ggf. nicht-intendierten) Implikationen diese für die Diskussion haben könnten. Gerade zu Beginn gegeben können sie den Diskussionsverlauf wesentlich rahmen und beeinflussen, welche thematischen Aspekte von der Gruppe aufgenommen werden.²⁸ Sollen Fragen zur weiteren Anregung der Diskussion verwendet werden, sind bei Gruppendiskussionen oft – im Gegensatz zu Interviews – Mehrfachfragen produktiv. Sie sind weniger direktiv, erlauben es den Teilnehmern, unterschiedliche Frageteile aufzunehmen und so die Diskussion selbst weiterzusteuern.
- **Dauer:** Üblicherweise dauern Gruppendiskussionen zwischen 60 und 120 min. Aber auch das sind eher Erfahrungswerte, die indes wichtig sind, um die Teilnehmer vorab zu informieren, damit diese sich darauf einstellen können. Möglich ist auch, einen Zeitrahmen vorab zu definieren. Das kann die Kommunikationsdynamik erhöhen, weil nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung steht, aber auch dazu führen, dass Aspekte nicht mehr thematisiert werden können, die sich als interessant erweisen, aber nicht mehr in den gesetzten Zeitrahmen passen.
- **Digitale Aufnahme und Transkription:** Gruppendiskussionen stellen im Hinblick auf die Aufzeichnung des Gesprächs und die Verschriftung im Vergleich zum Interview höhere Anforderungen. Bei der Wahl des Aufnahmeapparates sollte darauf geachtet werden, dass es mehrere Personen in weiterer Entfernung in guter Qualität erfassen kann (ggf. mit einem entsprechenden Spezialmikrofon). In der Forschungspraxis hat es sich bei größeren Gruppen als hilfreich erwiesen, einen Ko-Moderator oder „externen“ Beobachter hinzuzunehmen, der den Gesprächsverlauf, insbesondere die Sprecherwechsel mitnotiert (also: wer spricht wann), um die Zuordnung bei der Transkription

²⁸Zur Verdeutlichung ein Beispiel aus der universitären Betreuungspraxis: In einer studentischen Abschlussarbeit zur Bedeutung des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Nationalsozialismus für Jugendliche wurde von der Moderatorin in einer Fokusgruppendiskussion mit deutschen Schülern ein kurzer Ausschnitt aus Leni Riefenstahls Propagandafilm „Der Triumph des Willens“ gezeigt. Die insgesamt sehr lebhaft und von ihr als „gelingen“ wahrgenommene Diskussion machte sich im Folgenden an der Rolle Hitlers und der nationalsozialistischen Ideologie fest; der Holocaust fand indes nur marginal Eingang in die Diskussion. Inwieweit dies durch den Stimulus getriggert wurde, der ja ideologische Propaganda betraf und die Person Hitler in den Vordergrund stellte, oder sich darin in einer von ihr beispielhaft vorgenommenen tiefenhermeneutischen Interpretation eine verdrängender Umgang mit dem Holocaust abbildete, ist kaum zu sagen.

zu erleichtern. Bei dieser muss u. a. mit Überlappungen von Sprechensätzen gerechnet werden.

2.2.2.4 Studienbeispiel

Als Beispiel dient der von Achim Goerres und Katrin Prinzen (2011) vorgelegte Beitrag „Reden über Politik. Gruppendiskussionen in der Politikwissenschaft“. Er eignet sich als Beispiel besonders, da er als Arbeitspapier für eine Lehrveranstaltung zur Einführung in die empirische Sozialforschung an der Universität Duisburg-Essen geschrieben wurde, die dort vorgestellte Studie rein auf Gruppendiskussionen basierte und ein auf Deutschland bezogenes Thema behandelt, das Vorgehen in dem Paper genau beschrieben wird und Transkriptbeispiele für einen besseren Nachvollzug der Ausführungen mitgegeben werden. Zudem ist das Paper online frei zugänglich.

Der Artikel rekurriert auf das von 2008 bis 2011 von den Autoren durchgeführte empirische Projekt „Die Nachfrage nach wohlfahrtsstaatlicher Politik in alternden demokratischen Gesellschaften“ (siehe dazu auch Goerres und Prinzen 2012, 2014). Als Hintergrund des Projektes verweisen sie auf den demografischen Wandel, dessen „politische Folgen sich in einer wachsenden Wahlmacht der Älteren auf der einen und sachlich notwendigen und durch das Wahlvolk zu akzeptierenden Reformen der Sozialsysteme auf der anderen Seite zeigen. Somit sind die Einstellungen zum Wohlfahrtsstaat eine wichtige Determinante politischen Handelns“ (Goerres und Prinzen 2011, S. 8).

Die Datengrundlage des Projekts waren zwölf von Januar bis Juni 2009 durchgeführte Gruppendiskussionen. Die Wahl der Gruppendiskussion als Erhebungsmethode begründen die Autorinnen wie folgt:

Erstens sind Bürgerinnen und Bürger durch Politik in unterschiedlichen Erscheinungsformen betroffen, die in der Gruppendiskussion gemeinsam durch die individuellen Erfahrungen und Erwartungen der Teilnehmer zusammengeführt werden können. Die lebensnahe Situation und die Konfrontation mit den Einstellungen anderer zwingen zur Evaluation und Verbalisierung der eigenen Sichtweise. Zweitens kann in der Gruppendiskussion die für die Mehrheit der Bevölkerung gering empfundene Salienz (im Gegensatz zur faktischen Bedeutung von Politik) erhöht werden, weil die Teilnehmer aus der Gruppe heraus mehr Impulse in ihrer Alltagssprache bekommen und so stärker dazu gebracht werden können, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Drittens kann bei Bedarf sehr schnell eine Vielfalt von qualitativen Individualdaten, beispielsweise in Reaktion auf ein plötzliches politisches Ereignis, zusammengetragen werden (Goerres und Prinzen 2011, S. 11).

Wie ist diese Begründung zu bewerten? Der dritte Grund erscheint als ein rein forschungspraktischer, der zudem die individuellen Redebeiträge von der gemeinsamen

Gruppendynamik löst und damit eher auf ein Gruppeninterview als eine Gruppendiskussion verweist, wenig plausibel. Die beiden anderen Argumente indes, obwohl auch sie die Interaktion in der Gruppe eher funktional im Hinblick auf die Artikulation der Einzelmeinungen sehen, sind gut nachvollziehbar: Die Gruppe wird als „Agora“ eines politischen Austausches verstanden, die zur Stellungnahme anregt oder gar zwingt. Im Sinne der Hervorbringung politischer Meinungen im öffentlichen Gespräch erscheint die Gruppendiskussion eine gute Wahl zur Beantwortung der Forschungsfrage zu sein.

Die Diskussteilnehmer wurden über Handzettel, persönliche Kommunikation, Radiowerbung und Presseartikel angesprochen. Darüber hinaus wurden in dem Projekt „natürliche“ Gruppen eingeladen (z. B. zwei Seniorengruppen und Schüler einer Berufskollegklasse). Die Gruppen bestanden aus jeweils vier bis acht Teilnehmern zwischen 17 und 89 Jahren. Zur Zusammensetzung der Gruppen schreiben die Autoren:

Um die Heterogenität der Einstellungen insgesamt in den Diskussionen zu maximieren, wurden die Gruppen nach Bildung und Alter geschichtet, d.h. bewusst nach diesen beiden Kriterien zusammengestellt. Dies geschah aus mehreren Gründen. Erstens ist die Zusammenstellung von Teilnehmern mit ähnlichem Bildungshintergrund sinnvoll, damit gerade Teilnehmer mit niedrigerem Bildungshintergrund nicht durch die Formulierungen der Höhergebildeten gehemmt werden... Zweitens sind diese beiden Merkmale wichtige Erklärungsfaktoren für Einstellungen zum Sozialstaat, sodass man entlang dieser Dimensionen eine große Varianz ermöglichen muss... Dabei hat das Alter eine doppelte Bedeutung. Zum einen wird aufgrund der Institutionalisierung des Lebenslaufes im Wohlfahrtsstaat [...] das materielle Eigeninteresse an bestimmten Programmen des Sozialstaates durch das Alter bestimmt. Zum anderen fängt das Alter die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Generation ein, die in Bezug auf den Sozialstaat ähnliche Erfahrungen gemacht hat [...], was auch mit dem Begriff des „Großmilieus“ der Generation umschrieben worden ist...

Alle zwölf Gruppen waren in Bezug auf Bildung homogen, das heißt sechs waren aus Personen mit niedriger formaler Bildung (Schulabschluss: maximal Realschule) und sechs aus Personen mit hoher formaler Bildung (Schulabschluss: Fachhochschul- oder Hochschulreife) zusammengesetzt. In Bezug auf das Alter gab es homogene und heterogene Gruppen: Zwei Gruppen bestanden aus Teilnehmenden mit großer Altersvarianz (25-68 bzw. 19-70 Jahre), in diesen sollte ein Dialog zwischen den Generationen ermöglicht werden. Die anderen zehn Gruppen waren in Bezug auf das Alter sehr ähnlich und sollten ein interessen- und erfahrungshomogenes Gesprächsumfeld bieten. Diese zehn homogenen Gruppen brachten Individuen zusammen, die auch in ihrer natürlichen Lebenswelt zusammentreffen könnten, da man am ehesten von Menschen ähnlichen Alters und formeller Bildung umgeben ist (Goerres und Prinzen 2011, S. 9).

Wie ist diese Sampling-Strategie zu bewerten? Positiv ist zunächst die genaue Beschreibung der Zusammensetzung. Diese ist zudem auf Basis theoretischer Vorüberlegungen gut und plausibel begründet, insbesondere im Hinblick auf die Homogenitätskriterien. Spannend sind dabei nicht zuletzt die beiden altersgemischten Gruppen: Sie erlauben explorativ nicht nur den im Beitrag positiv genannten „Dialog“, sondern können angesichts des Themas auch im Hinblick auf Generationenkonfliktdynamiken untersucht werden. Leider gibt es im Beitrag indes keinen Hinweis darauf, inwieweit auch Migrationshintergründe bei der Auswahl der Teilnehmer und der Zusammenstellung der Gruppen eine Rolle spielten. Angesichts des für die Forschungsfrage grundlegenden demografischen Wandels würde auch ein gezielter Einbezug entsprechender Gruppen nahe liegen. Interessant wäre es auch zu erfahren, welchen Einfluss die unterschiedlichen (bewusst produzierten?) Gruppengrößen auf die Diskussionen gehabt hat.

Die Steuerung des Diskussionsverlaufes wird im Beitrag sehr ausführlich und detailliert beschrieben.

Jeder Gruppe wurden dieselben Stimuli präsentiert, die die Diskussion strukturieren, Teilnahme animierten und thematisch lenkten. Nach einer allgemeinen Einführung sollten die Teilnehmer erstens die Wichtigkeit von normativen, auf großen Karten präsentierten, Aussagen über Sozialstaatsaufgaben diskutieren, beispielsweise „Der Staat soll immer von denen mehr fordern, die leisten können, und denen geben, die schwach sind“. Der zweite Stimulus war eine Beschreibung der öffentlichen Schulden in Deutschland und die damaligen Vorhaben der Bundesregierung. Daran wurde die Frage angeknüpft, inwieweit Schuldenerhöhung mit Bezug auf zukünftige Generationen von Steuerzahlern und auf die gegenwärtige wirtschaftliche Situation gerechtfertigt sei. Drittens bekamen die Teilnehmenden ein Foto mit der fiktiven Beschreibung einer 66-jährigen Elisabeth, die sich sowohl Sorgen um ihr eigenes Auskommen als auch um das ihrer Enkelkinder macht. Die Teilnehmenden sollten ihre eigenen Erfahrungen mit dieser Situation vergleichen und die Problemkonstellationen bewerten. Im Anschluss wurden ihnen viertens wissenschaftliche Ergebnisse aus der Alterssoziologie zum intergenerationalen Austausch in deutschen Familien vorgeführt, nämlich vor allem, dass Großeltern im öffentlichen Umverteilungssystem mehr erhalten als sie einzahlen und im privaten Umverteilungssystem in der Familie mehr Geld und Zeit an jüngere Generationen abgeben, als sie von ihnen bekommen... Diese Befunde sollten die Teilnehmenden ebenso mit der eigenen Erfahrung in Verbindung bringen. Schließlich bekamen sie zwei Zitate von Politikern vorgelegt, die zum einen von Seiten der Älteren und zum anderen von Seiten der Jüngeren konflikthafte politische Szenarien suggerieren könnten, und sollten dazu Stellung beziehen. Sechstens wurde den Teilnehmenden der politische Reformvorschlag des stellvertretenden Elternwahlrechts dargestellt, nach dem Eltern für minderjährige Kinder zusätzliche Stimmen erhalten sollen. Die Teilnehmenden sollten beschreiben, wie sie selbst reagieren würden, wenn es solch eine Änderung gäbe, und inwieweit das in ihrer Wahrnehmung einen Konflikt zwischen Jung und Alt heraufbeschwören könnte (Goerres und Prinzen 2011, S. 10).

Wie ist die Steuerung der Diskussion zu bewerten? Zunächst liegt auch hier eine vorbildhafte Beschreibung der genutzten Stimuli vor. Die funktionale Begründung ist aufgrund der theoretischen Vorüberlegungen nachvollziehbar. Die Unterschiedlichkeit der genutzten Stimuli erscheint diskussionsanregend und lässt eine abwechslungsreiche, lebhafte Diskussion erwarten, gerade weil die Stimuli pointiert und kontrovers vorgebracht wurden. Allerdings scheint die Diskussion durch die genau vorgegebene Art und Weise, wie auf die Stimuli von der Gruppe reagiert werden soll, vergleichsweise stark strukturiert. Damit ist anzunehmen, dass die Diskussion nicht den Relevanzsetzung der Teilnehmern folgte, sondern recht genau an dem vorab festgesetzten Erkenntnisinteresse orientiert wurde. Das ist prinzipiell in Ordnung, wenn mit begrenzten Forschungsressourcen ein maximales quantitatives Outcome im Hinblick auf die Forschungsfrage erzielt werden soll. Gleichwohl schränkt eine derart starke Steuerung des Diskussionsverlaufs den Raum für qualitativ Neues und Unerwartetes ein, der durch die „produktive Unkontrollierbarkeit“ möglich wäre. Über die Ausfüllung der Rolle des Moderators erfahren wir leider nichts; hier wäre ein Erfahrungsbericht wünschenswert, inwieweit sich die Erwartungen, die mit den Stimuli verbunden waren, auch erfüllt haben, ob Interventionen nötig waren, wie die Diskussionen also real verlaufen sind.

Zur Auswertung der so gewonnenen Daten führen Goerres und Prinzen aus:

Die Gruppendiskussionen wurden mit Video- und Audiotechniken aufgenommen, um später von einer Expertin transkribiert zu werden. Dabei wurden die Aussagen anonymisiert und ein Transkriptionsschema verwendet, das zusätzliche Informationen der Interaktionen und Verbalisierungen, wie Betonungen, Pausen und nicht-verbale Äußerungen, enthielt. Die insgesamt 1.200 A4-Seiten Transkription wurden mit der Software Atlas.ti mit einem thematischen Schema kodiert, welches theoriegeleitet gebildet wurde. Beispielsweise gab es Codes zur Wahrnehmung des Generationenvertrags oder zu Meinungen zu Generationengerechtigkeit. Dieses wurde an den Transkriptionen von zwei Diskussionen durch zwei Personen unabhängig voneinander angewendet, danach diskutiert, überarbeitet und angepasst. Mit diesem endgültigen Schema wurden alle Diskussionen kodiert... Im Anschluss wurden gleich kodierte Stellen zusammen thematisch interpretiert, indem die einzelnen Textstellen zum Teil noch einmal offen kodiert und mit Informationen aus den Fragebögen und aus den Videoszenen zusammengebracht wurden... (Goerres und Prinzen 2011, S. 10).

Wie ist schließlich der Umgang mit den gewonnenen Daten zu bewerten? Die Ausführungen erscheinen im Vergleich zu den bisher diskutierten etwas knapp. Zwar sind die wesentlichen Informationen zu Aufnahme, Transkription und Auswertung vorhanden. Offen bleibt indes, inwieweit etwa die nicht-verbalen Informationen der Videoaufnahmen in die Transkription und Auswertung eingegangen sind. Im Sinne eines induktiven Vorgehens qualitativer Sozialforschung nicht

unproblematisch (wenngleich nicht selten) ist die theoriegeleitete Kodierung der Daten. Auch sie schränkt die Entdeckung von Neuem in den Daten stark ein; es findet sich lediglich, was durch die an sie herangegangenen Codes vorgegeben ist. Darüber hinaus scheint sich die Analyse (fast?) ausschließlich auf die Ebene des inhaltlich Geäußerten der Gruppenteilnehmer zu konzentrieren. Inwieweit die Interaktionsdynamik zwischen den Beteiligten und die Gruppe selbst als Analyseeinheit in die Auswertung einbezogen wurde und wie diese den inhaltlichen Befunden zusammengebracht wurde, ist im Beitrag ebenfalls unklar. Damit soll der wichtige und spannende Beitrag der Studie zur aktuellen Forschungsdiskussion bezüglich den Herausforderungen wohlfahrtsstaatlicher Politik unter Bedingungen des demografischen Wandels nicht geschmälert werden; vielmehr soll auf das nicht vollends ausgeschöpfte Potenzial der Studie aufmerksam gemacht werden. Im Hinblick auf eine Sekundäranalysen bietet sie sicherlich noch spannendes Material.

2.2.3 Beobachtung

2.2.3.1 Was ist eine Beobachtung?

Der Beobachtung kommt in der gesamten – also nicht nur qualitativen – empirischen Sozialforschung eine fundamentale Rolle zu. Kai Diekmann (2005, S. 465) vermerkt dazu: „In einem allgemeinen Sinne sind sämtliche empirische Methoden Beobachtungsverfahren.“ Im präziseren Sinne bezeichnet die Erhebungsmethode der Beobachtung „die direkte Beobachtung menschlicher Handlungen, sprachlicher Äußerungen, nonverbaler Reaktionen (Mimik, Gestik, Körpersprache) und anderer sozialer Merkmale (Kleidung, Symbole, Gebräuche, Wohnformen usw.“

Qualitative Beobachtungsverfahren eignen sich besonders zur Untersuchung von situierten Handlungspraxen und (oft impliziten) Handlungsorientierungen der beteiligten Akteure. Damit kann die Mikrodimension politischen Handelns aus der „Nähe“ untersucht werden, beispielsweise in Form der Langzeitbeobachtung und Begleitung von Abgeordneten in ihrem Politikalltag, der Beobachtung von Wahlkampfteams und der Erschließung von informellen Verpflichtungsnetzwerken und Wissenstransfers in politischen Parteien sowie der Rekonstruktion des Rollenverständnisses von politischen Akteuren in internationalen Organisationen (Fenno 1978, 1990; Loomis 1994; Searing 1994; siehe auch Blatter et al. 2007, S. 68).

In Bezug auf die Beforschung sozialer Bewegungen, benennen Balsinger und Lamelet (2014) folgende Funktionen, die eine (teilnehmende) Beobachtung erfüllen kann, die in der Mehrzahl auch für andere politikwissenschaftliche Forschungsfelder relevant sind:

- Erkennen elementarer Formen kollektiven Verhaltens,
- Schaffung eines Bewusstseins für die symbolische Dimension von Protest,
- Aufzeigen der Heterogenität sozialer Bewegungen jenseits der Illusion ihrer Homogenität,
- Identifizierung nicht-öffentlicher Aspekte sozialer Bewegungen und der Entwicklung von Strategien,
- Herausarbeitung der impliziten Bedeutungsrahmen („cultures of commitment“), die kollektives Handeln ermöglichen und einschränken,
- Markierung der „gaps“ zwischen Ideologie und Praxis,
- Untersuchung der Sozialisation in sozialen Bewegungen und der entsprechenden Rollenübernahmen,
- Lernen durch Teilhabe an den Praxen der Bewegung.

Die Geschichte qualitativer Beobachtungsverfahren lässt sich zu frühen ethnologischen und anthropologischen Studien zu „fremden“ Völkern zurückverfolgen; beispielhaft sei auf Bronisław Kasper Malinovskis (1922) berühmte Untersuchung *Argonauts of the Western Pacific* verwiesen, in der er anhand seiner Feldforschung auf den Trobriand Islands bei Papua-Neuguinea bereits wichtige Grundsätze der Beobachtung skizziert. Auch die stadtsoziologischen Arbeiten der soziologischen Chicago School seit den 1920er Jahren gründen wesentlich auf der systematischen Beobachtung sozialer Handlungszusammenhänge; William Foote Whytes (1943) klassische Untersuchung der *Street Corner Society*, in der er in über dreijähriger Feldforschung in einem Bostoner Stadtteil Gruppen italienischer Einwanderer in den Blick nahm, ist hierfür paradigmatisch. Für den deutschsprachigen Kontext stellt die von Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld und Hans Zeisel 1933 publizierte Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal* bis heute einen wichtigen Referenzpunkt dar, wenn es um die Bedeutung sozialwissenschaftlicher Beobachtung geht.

Worin besteht das Spezifikum der Beobachtung als interpretative Methode? Während im Interview *über* etwas gesprochen wird und die in einem künstlich hergestellten Setting generierten Daten etwa im Hinblick auf darin sich abbildende Deutungsmuster analysiert werden, um daraus Handlungszusammenhänge rekonstruieren zu können, findet Beobachtung *im Feld* selbst statt. Sie wird daher von einigen Autoren auch einfach als „Feldforschung“ bezeichnet (wobei dieser Begriff zumeist für die Ethnographie verwendet wird; siehe dazu Abschn. 2.4.1). Der Begriff „Feld“ verweist auf „the natural, non-laboratory setting or location where activities in which the researcher is interested take place“ (Schensul et al. 1999, S. 70). Damit ist die Vorstellung verbunden, dass der Forscher sich an einen spezifischen, geografischen und/oder sozialen Ort begibt. Er schreibt sich so in

ein bereits existierenden Handlungsgeschehen ein, wird zu einem wesentlichen Teil von ihm, was dem Ansinnen interpretativer Sozialforschung, ein Phänomen in seiner „natürlichen“ Umwelt zu untersuchen (etwa durch längere reflexiv beobachtende Teilnahme in aktivistischen Projekten, der Beobachtung von parlamentarischer Alltagsarbeit im Hinblick auf die Aushandlung und Entstehung von Gesetzesvorlagen) entspricht: „Observation takes you inside the setting: it helps you discover complexity in social settings by being there“ (Rossman und Rallis 2003, S. 194). In dieser Hinsicht ermöglicht die Beobachtung im Feld, soziale Praxen in ihren alltäglichen Vollzügen zu beforschen.

Neben dem symbolischen Interaktionismus, der bereits im ersten Abschnitt dieses Kapitels skizziert wurde,²⁹ hat der Ansatz der Praxeologie in den letzten Jahren als theoretische Fundierung der Beobachtung zunehmend an Bedeutung gewonnen. Dieser Ansatz geht davon aus, „dass soziale Praxen impliziten, verkörperten Wissensstrukturen entspringen, die von bestimmten Gruppen oder Menschen in ähnlichen Lebenskonstellationen geteilt werden“ (Jansen et al. 2015). Durch systematische Beobachtung lässt sich in diesem Sinn die Logik der alltäglich gelebten und verkörperten Praxis erforschen, die vielfach in Widerspruch zur Selbstwahrnehmung und Selbstbeschreibung der Akteure – den Akteurstheorien über die Praxis – steht.³⁰

Diekmann (2005, S. 458) führt zwei wesentliche Probleme auf, denen systematische Beobachtungsverfahren Rechnung zu tragen hätten:

1. das Problem der Verzerrung durch selektive Wahrnehmung,
2. das Problem der (Feld-)Interpretation des beobachteten sozialen Geschehens.

²⁹Bezogen auf die Beobachtung lassen sich die Prämissen des symbolischen Interaktionismus folgendermaßen übersetzen: Jede Handlung wird situativ in einem gegenseitigen Deutungs- und Aushandlungsprozess der Beteiligten hervorgebracht. Dieser Prozess ist den Akteuren in der Regel nicht bewusst (bzw. wird zumeist erst bewusst, wenn es zu Fehldeutungen der Situation kommt). Durch die Beobachtung von Situationen ließen sich demnach (Be-)Deutungszusammenhänge erforschen, die in Interviews womöglich gar nicht zugänglich sind.

³⁰Der schwedische Wirtschaftswissenschaftler und Organisationssoziologe Nils Brunsson (1989) hat eindrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass Diskrepanzen zwischen Rhetorik/Diskurs und Handlung (*talk* und *action*) eher die Regel als die Ausnahme darstellen. In dieser Hinsicht stellt die teilnehmende Beobachtung – und mehr natürlich noch die Ethnographie (siehe Abschn. 2.4.1) – einen wichtigen interpretativen Zugang für Politikwissenschaftler dar, die sich empirisch mit jeder Form von Organisation befassen (siehe z. B. die Studien von Einarsson (2011), Larsson (2013) oder Schia (2013)).

Beide Punkte verweisen auf die subjektive Komponente, der in der Beobachtung besondere Bedeutung zukommt, insofern hier – weit stärker, als dies etwa beim Interview oder der Gruppendiskussion der Fall ist – der Forscher selbst zum Forschungsinstrument wird. Die Art und Weise, was er wie beobachtet und wie er dem Beobachteten Bedeutung zuschreibt, ist letztlich nicht objektivierbar; ein anderer Beobachter der gleichen Situation würde mit großer Wahrscheinlichkeit andere Details (bestimmte Personen, ihre Merkmale, ihr Verhalten, den Raum, in dem sie sich befinden usw.) wahrnehmen oder fokussieren und möglicherweise ganz andere Schlüsse daraus ziehen. In dieser Hinsicht wird die Beobachtung mitunter als willkürliche Sammlung subjektiver Eindrücke kritisiert, die zwar spannende Storys hervorbringen kann, die aber doch wenig wissenschaftlich fundiert eben dies seien: *Storys*.

Inwieweit ist diese Kritik berechtigt? Interpretative Sozialforschung sieht die konstitutive Subjektivität (in) der Beobachtung nicht als Verunmöglichung der wissenschaftlich notwendigen Kontrollierbarkeit, sondern – im Sinne einer „reflexiven Wissensproduktion“ (Langer et al. 2013) – als Potenzial und Chance zur Erkenntnisgewinnung, *sofern* die Beobachtung systematisch und reflektiert erfolgt und die Interpretation und Befunddarstellung anhand des empirisch gewonnenen Materials transparent und nachvollziehbar – und damit kritisierbar – gemacht wird. In der methodologischen Fundierung der Beobachtung wurden im Laufe der Zeit unterschiedliche Strategien entwickelt, um die von Diekmann angeführten Probleme anzugehen. So wird darauf verwiesen, dass das Moment der Fremdheit des Beobachters konstitutiv für die Beobachtung ist. In anderen Kulturen erscheint (!) dies einfach: Vieles wird als „fremd“ und unverständlich wahrgenommen, und erst im Laufe der oft über mehrere Jahre erfolgenden Beobachtung und in der Interaktion mit den Akteuren im Feld gelingt es zu verstehen, was etwa eine bestimmte ritualhafte Handlung bedeutet, in welchen Situationen sie Verwendung findet, was sie über die Akteure, die sie ausführen, aussagt, welche spezifische Funktion sie für das soziale Gefüge der Gruppe erfüllt. In Untersuchungssettings, die uns vertraut vorkommen, ist die systematische Herstellung einer Fremdheitsperspektive bei der Beobachtung entscheidend. Es geht darum, sich bewusst zu „befremden“, also auch das, was als „selbstverständlich“ oder „normal“ erscheint, als zunächst „besonders“ zu bemerken und zu reflektieren. Tools dafür sind die Feldnotizen und das Forschungstagebuch, die im weiteren Verlauf dieses Abschnitts beschrieben werden. Auch die Diskussion und Interpretation von Beobachtungen in einer Gruppe von Forschenden (etwa in Form einer „Forschungswerkstatt“ oder „Interpretationsgruppe“) wird als sinnvoll erachtet, um die subjektiven Beobachtungen, die ja immer schon eine spezifische Deutung beinhalten und darstellen, intersubjektiv zu vermitteln.

Die von Diekmann angeführten Punkte stellen jedoch nicht die einzigen Herausforderungen einer sozialwissenschaftlichen Beobachtung im Feld dar. Weitere Herausforderungen betreffen den Feldzugang, die mit der (mindestens) doppelten Rolle als Forscher und Akteur im Feld verbundenen Dilemmata, die Frage der systematischen Auswertung der Beobachtungsdaten und die Reichweite der Befunde über den beobachteten „Fall“ hinaus. Im Folgenden werden Hinweise gegeben, wie mit den Herausforderungen der Beobachtung in der Forschungspraxis produktiv umgegangen werden kann.

Studien, die rein auf der Methode der Beobachtung beruhen, sind indes eher selten. Oft dient eine Beobachtung dazu, sich mit einem neuen Forschungsfeld vertraut zu machen, zu verstehen, welche Aspekte relevant für die Forschung sein könnten, über den Aufenthalt im Feld Kontakte zu potenziellen Interviewpartnern zu knüpfen und Vertrauen zu gewinnen. In dieser Hinsicht kommt der Beobachtung eine explorative Funktion zu. Darüber hinaus können mit der Beobachtung weitere Methoden der Sozialforschung verbunden sein: So werden in dem noch vorzustellenden integrativen Ansatz der Ethnographie (Abschn. 2.4.1) im Rahmen der Feldforschung zumeist (formelle wie informelle) Interviews geführt und Dokumente (z. B. veröffentlichte Statements einer beforschten Gruppierung, Aktionsflyer) gesammelt und in die Analyse einbezogen. Im Abschnitt zur Ethnographie wird bei der Vorstellung von Studien auch auf die Durchführung der Beobachtung eingegangen, weshalb wir auf ein eigenes Studienbeispiel in diesem Abschnitt verzichten. Auch dient die Beobachtung mitunter zur Informationsgewinnung in Fallstudien (Kap. 3).

2.2.3.2 Welche Formen von Beobachtung gibt es?

Aus dem bislang Gesagten ergibt sich, dass eine standardisierte oder kodifizierte Methode der (qualitativen) Beobachtung kaum möglich bzw. überhaupt sinnvoll ist: Wie eine Beobachtung in der Forschungspraxis gelingend durchzuführen ist, hängt immer am bestimmten Untersuchungsgegenstand, ist situativ und kontextuell zu entwickeln und im Hinblick auf die eigene (und sich, gerade bei längeren Aufenthalten, mitunter ändernde) Rolle im Feld zu konkretisieren.

Gleichwohl hat sich die Orientierung an grundlegenden Variationsmöglichkeiten als nützlich erwiesen, um den systematischen Ort von durchgeführten Beobachtungen zu bestimmen. So können Beobachtungen mehr oder weniger strukturiert ablaufen, einen mehr oder weniger hohen Grad an Teilhabe am Handlungsgeschehen aufweisen, verdeckt oder offen erfolgen. Daraus ergibt sich die Klassifikationsmöglichkeit in Abb. 2.3.

Die verdeckten Varianten qualitativer Beobachtung, also Studien, in denen sich der Forscher nicht als solcher ausweist (sich stattdessen z. B. als „normaler“ Akteur

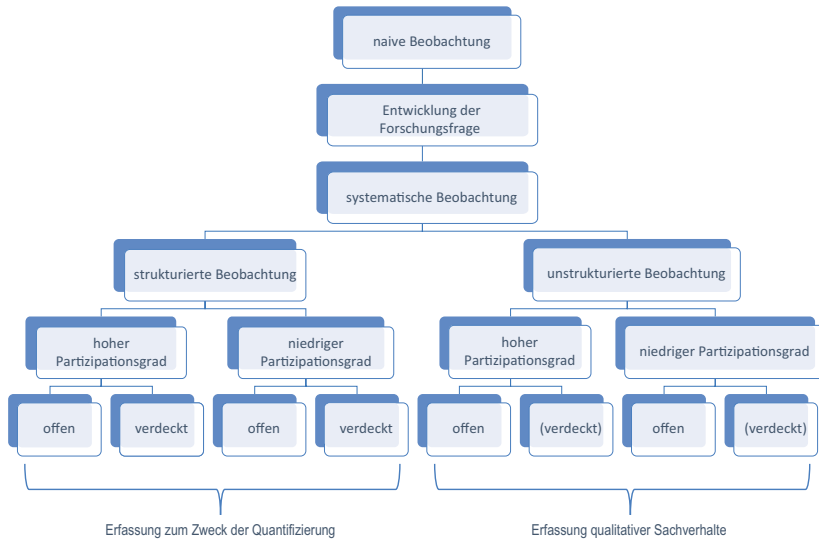


Abb. 2.3 Klassifikation der Beobachtungsformen. (Modifiziert nach Atteslander 2003, S. 131; Lamnek 2010, S. 508)

im Feld ausgibt), sind in der Abbildung eingeklammert.³¹ In forschungsethischer Sicht erscheinen sie heute problematisch und bedürfen einer besonderen Begründung. Zugleich haben Erfahrungen gezeigt, dass Beobachtungen in der Regel produktiver verlaufen, wenn der Forscher seine Rolle und sein Forschungsinteresse im Feld offen darlegt. Die daraus mitunter resultierenden Probleme des Feldzugangs (z. B. die Weigerung einer Aktivistengruppe, sich „aus dem Inneren heraus“ beforschen zu lassen) können – so ärgerlich sie von engagierten Forschenden empfunden werden mögen – außerdem wichtige Erkenntnisse über die Strukturiertheit des zu untersuchenden Feldes (z. B. bezüglich der machtvollen Mechanismen von

³¹Verdeckte Formen der qualitativen Beobachtung haben in der Geschichte der sozialwissenschaftlichen Forschung eine ambivalente Rolle gespielt. Ein oft zitiertes Beispiel ist die Untersuchung von Laud Humphrey (1970) zu Ritualen (homo-)sexueller Interaktion in öffentlichen Toiletten, an denen er sich als einfacher Voyeur ausgab, der die beobachteten Akteure vor Passanten oder der Polizei warnte (zur Kritik an seinem Vorgehen, das auch die Verfolgung von Akteuren nach Hause zum Zweck der Interviewführung beinhaltete, siehe Babbie 2004).

Inklusion und Exklusion, der Deutungshoheit darüber, wer dazugehören darf und wer nicht, der Aufnahme-rituale) liefern.

Über die angeführten Merkmale hinaus können Beobachtungen noch im Hinblick auf zwei Kriterien unterschieden werden, die sich erst in den letzten Jahren als wichtig herauskristallisiert haben: Beobachtungen können zum einen entweder an einem Ort (*single-site observation*) oder an mehreren Orten (*multi-site observation*) – etwa in national vergleichenden Studien – durchgeführt werden; zum anderen können sie stärker durch theoretische Überlegungen angeleitet (*theory-driven*) oder stärker empiriegeleitet (*field-driven*) sein. In einem Forschungsprojekt sind diese Unterscheidungen stets kombiniert. Im Folgenden werden die wichtigsten Unterscheidungen kurz beschrieben.

Strukturierte vs. unstrukturierte Beobachtung

Während ein hoher Strukturierungsgrad für quantitative Studien unverzichtbar ist, verläuft der Beobachtungsprozess in interpretativer Forschung eher unstrukturiert. Das heißt indes nicht, dass er willkürlich erfolgt. Unstrukturiert bedeutet vielmehr, dass die Beobachtungen nicht entlang eines vorab festgelegten Schemas festgehalten werden, also nur das als Beobachtungsdatum aufgenommen wird, das etwa in einem standardisierten Beobachtungsbogen vorab festgelegt wird (wie zum Beispiel in der Marienthal-Studie die Messung der Gehgeschwindigkeit von Passanten). Auch in der interpretativen Forschung kommt manchmal eine Art Leitfaden (Beobachtungsprotokoll) als strukturierendes Hilfsinstrument zum Tragen, das in der Beobachtungssituation daran erinnern soll, welche unverzichtbaren Informationen jeweils berücksichtigt werden müssen, die dann in die sogenannten Feldnotizen Eingang finden. Dieser Leitfaden kann sich (und wird sich vermutlich) im Laufe des Forschungsprozesses ändern, wenn bislang nicht wahrgenommene Aspekte in den Blick geraten oder der Untersuchungsgegenstand stärker fokussiert werden soll. In dieser Hinsicht kann sich der Strukturierungsgrad der Beobachtung auch in unterschiedlichen Phasen eines Projektes ändern: Findet die Beobachtung anfangs oft sehr offen und explorativ statt und wird versucht, möglichst alle Informationen im Feld zu berücksichtigen, kommt es später, wenn sich ein interessantes Phänomen in der Reflexion oder Analyse der Feldnotizen zeigt, zu einer selektiveren und ggf. auch stärker strukturierten Beobachtung.

Nicht-teilnehmende vs. Teilnehmende Beobachtung

Dies ist die im Hinblick auf die mit der Ausfüllung der Rolle im Feld zentrale Unterscheidung. „An observer is under the bed. A participant observer is in it“ (zit. in Guest et al. 2013, S. 78). So pointiert diese Formulierung die Differenz

markiert: Auch sie ist kein „entweder-oder“, sondern beschreibt ein Kontinuum. Dabei ist eine reine Beobachtung eines Geschehens „von Außen“ kaum möglich, da bereits durch die Anwesenheit des Forschers im Feld (z. B. als beobachtender Protokollant von Versammlungen einer Aktivistengruppe) das Interaktionsgeschehen beeinflusst wird (die Teilnehmer etwa wissen, dass sie beforcht werden und verhalten sich in der ein oder anderen Weise dazu). Eine Teilnahme in Form einer totalen Rollenübernahme, in der sich der Forscher mit seinem Untersuchungsgegenstand identifiziert und eher als Aktivist denn als Forscher im Feld auftritt, ist ebenfalls eher selten; sie kommt in partizipativer Aktionsforschung vor, wird ansonsten aber als schwierig, weil arg distanzlos erachtet (zum Dilemma aus Nähe und Distanz siehe Abschn. 2.2.3.3). Da in der Regel jede Beobachtung mit einer gewissen Teilnahme verbunden ist, verstehen sich die meisten Studien als teilnehmend beobachtend. Wichtig ist in jedem Fall, sich der eigenen (und ebenfalls sich verändernden) Rolle im Feld bewusst zu sein und im Hinblick auf die daraus sich erhebenden Folgen für das Handlungsgeschehen zu reflektieren: Inwieweit nehme ich an der sozialen Praxis teil, die ich beforchte? Wie verstehe ich mich selbst dabei? Wie sehen mich die anderen Akteure? Wie werde ich adressiert? Welche Interventionen nehme ich vor? Nicht selten werden Forscher etwa gebeten, ihre Beobachtungen und Befunde mit der Gruppe, für die sie sich interessieren, zu teilen, eigene Meinungen und Bewertungen des Beobachteten abzugeben. Das ist prinzipiell möglich und oft als Reflexionsmöglichkeit für die Handlungspraxis einer Gruppe produktiv, sollte in der Folge aber im Hinblick auf den Impact dieses Einsatzes selbst zum Gegenstand der Forschung, also in die Analyse der Daten einbezogen werden. Abb. 2.4 fasst die Möglichkeiten der Teilnahme im Feld über die zwei Unterscheidungen des Teilnahme- und des Offenheitsgrades illustrativ zusammen.

Single-Site- vs. Multi-Site

Die „klassische“ (teilnehmende) Beobachtung war single-site ausgerichtet, das heißt an einen bestimmten Ort gebunden. In vielen älteren Lehrbüchern wird die lokale Begrenztheit der Beobachtung noch als ein (spezifisches) Kriterium der Methode angeführt (z. B. Lamnek 2010, S. 503 f.). Das stimmt so nicht mehr, unter anderem aufgrund vereinfachter Forschungsmobilität und Kommunikation sowie – zumindest in größeren Projekten – größeren Ressourcen. Studien werden kaum mehr so lange an einem einzigen Ort durchgeführt wie dies in früheren anthropologischen und ethnologischen Studien erfolgte, in denen ein Forscher „seinen“ Volksstamm über ein akademisches Leben hinweg in meist mehrjährigen Feldaufenthalten begleitete und beforchte – und dann an seinen Schüler weitergab, der das Werk fortsetzte. Angesichts weltweiter Vernetzung in vielen

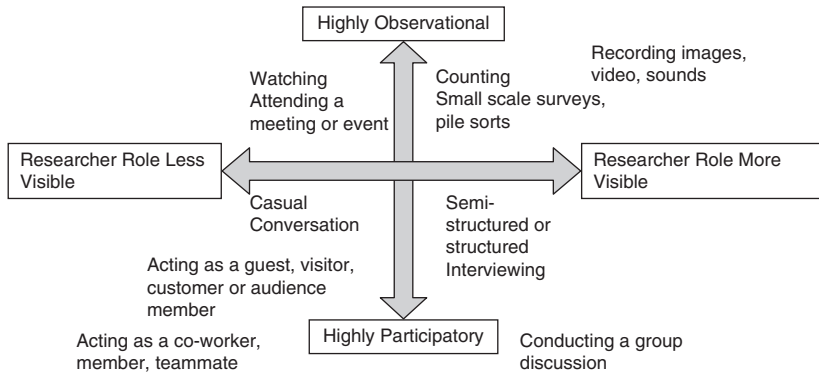


Abb. 2.4 Möglichkeiten der Teilnahme im Feld. (Guest et al. 2013, S. 89)

Bereichen wird eine *multi-site observation* den Handlungspraxen in einer globalisierten Welt eher gerecht als *single-site approaches*. Gerade auch in politikwissenschaftlichen Studien ist zudem oft eine vergleichende Perspektive wichtig. In dieser Hinsicht erlaubt bzw. erleichtert Aussagen die Beobachtung von mehreren *sites*, die einem „Feld“ zugeordnet werden, stärker generalisierende Aussagen über einen bestimmten (Beobachtungs-)Fall hinaus. Gleichwohl sollte klar sein, dass die Ausweitung einer Beobachtung auf mehrere *sites* zeitliche, logistische und i. d. R. finanzielle Ressourcen erfordert.

Field-driven vs. theory-driven

Eine Beobachtung kann (idealtypisch) auf der einen Seite unter weitgehender Außerachtlassung von theoretischen Vorüberlegungen und Rahmungen erfolgen, indem man sich „naiv“ auf das eigene Beobachtungsfeld einlässt („going native“) und anhand der eigenen Daten induktiv zu empirischen Befunden kommt, die dann mehr oder weniger relevant sein können für eine über den Fall hinausgehende Theoriebildung. Dabei geht es vor allem um die Herausarbeitung von Beobachtungsbefunden auf Mikro- und teilweise Mesoebene der sozialen Interaktion; jeder Fall ist für sich interessant. Eine Beobachtung kann auf der anderen Seite theoretische Ansätze und Konzepte von Beginn an (oder im Laufe des Prozesses in unterschiedlicher Weise) berücksichtigen. Dies kann beispielsweise erfolgen, wenn auf Basis einer Theorie ein spezifisches Phänomen im Feld als „interessant“ wahrgenommen wird – insbesondere wenn es sich als (theoretisch) unerwartete Anomie zeigt; in dieser Hinsicht soll durch die Beobachtung

bewusst auch ein Beitrag zur Theorieentwicklung geleistet werden: Die empirischen Befunde aus der Studie können dann zu einer Erweiterung oder Modifikation der Theorie führen, sodass im Allgemeinen der modifizierte Theorie auch das Besondere des untersuchten Falls (mit der spezifischen Anomie) enthält. In der Forschungspraxis ist die Unterscheidung zwischen *field-* und *theory-driven* jedoch nicht so scharf, wie eben suggeriert, theoretische Rückbindungen spielen oft eine wichtige Rolle in der Schärfung von durch empirische Erfahrung im Feld geleiteten Beobachtungen und dabei entstehenden Konzepten, während auch bei theoriegeleiteter Beobachtung immer der Fokus auf den empirischen Beobachtungen im Feld liegen muss, um nicht zu einer theoriebedingten Wahrnehmungsverzerrung zu führen.

2.2.3.3 Worauf muss ich bei der Durchführung von Beobachtungen achten?

Feldzugang

Ein gelingender Zugang zum Untersuchungsfeld ist eine wichtige Voraussetzung für die erfolgreiche Durchführung einer meist länger dauernden bzw. häufiger durchgeführten Beobachtung. Manchmal gestaltet er sich unkompliziert, wenn es sich beispielsweise um öffentlich zugängliche Untersuchungsorte handelt. Er kann aber auch sehr aufwendig sein, etwa wenn es um spezifische Gruppensettings (z. B. in bestimmten Aktivistszenen) geht oder offizielle Genehmigungen notwendig sind (z. B. in parlamentarischen Settings). In jedem Fall ist eine gute Recherche und Vorausplanung notwendig. Guest et al. (2013, S. 89), deren *Field Manual for Applied Research* bei der Konzeption und Durchführung qualitativer Forschungsprojekte insgesamt zu empfehlen ist, vermerken dazu:

While stories of botched arrivals in the field are a staple of cocktail party conversation among field researchers, they are no fun when they are actually happening. Many projects have been severely limited by poor entry into the field site, and some venues have had to be abandoned altogether after the research effort went so awry that no meaningful data could be collected or even because the researcher was in danger.

Zum Feldzugang gehört auch die Selbstpräsentation und aus forschungsethischer Sicht das *Outing* als Forscher. Der „richtige“ Zeitpunkt dafür ist nicht immer einfach zu erkennen, da eine gewisse Vertrautheit mit dem Feld und den Akteuren im Vorhinein sinnvoll ist, aber ein zu langes Warten auch einen Vertrauensverlust bewirken kann, da sich die Akteure möglicherweise getäuscht fühlen und die notwendige Kooperation verweigern. Hilfreich sind für den Feldzugang sogenannte

„Gatekeeper“, die eine privilegierte Stellung im Feld haben; ihr Vertrauen und ihre Unterstützung zu gewinnen, etwa durch persönliche Kontakte und/oder informelle Gespräche über das Projekt vorab kann ein Forschungsvorhaben deutlich erleichtern. Zugleich ist Vorsicht geboten, den Blick von Gatekeepern nicht unkritisch zu übernehmen (etwa wenn es um die Wahl von „geeigneten“ Interviewpartnern geht), da dieser durch deren besondere, oft privilegierte Position im Feld geprägt ist. Überlegt werden sollte zudem, inwieweit offen thematisiert wird, was mit den Daten geschieht; bei Menschen, die wenig mit Forschung in Kontakt gekommen sind oder schlechte Erfahrung mit ihr gemacht haben (z. B. Mitglieder sozial marginalisierter Gruppen), bestehen mitunter Befürchtungen, dass nicht für die Öffentlichkeit Gedachtes publik wird, ggf. auch gegen sie verwendet wird (siehe dazu Smith 2012). In dieser Hinsicht ist es gerade bei der Durchführung (teilnehmender) Beobachtungen wichtig, über einen gewissen Zeitraum Vertrauen mit den Akteuren im Feld aufzubauen.

Systematische Beobachtung (Beobachtungsleitfaden, Feldnotizen)

Eine, wenn nicht *die* wesentliche Herausforderung während des Forschungsprozesses ist die *systematische* Beobachtung, ohne die es bei naiven und sehr selektiven Alltagseindrücken oder „impressionistische[m] Herumschauen“ (Schöne 2003, S. 22) bleibt. Zwei Tools haben sich bewährt, um bei aller Offenheit der Beobachtung doch auch eine Fokussierung auf das Wesentliche zu ermöglichen. Zum einen der *Forschungsleitfaden* (Protokoll), in dem in strukturierteren Forschungsprojekten vorab (aber im Laufe des Feldforschungsprozesses je nach Schwerpunktsetzung veränderbar) jene Dimensionen der Beobachtung (Örtlichkeit, Akteure, Dinge, Prozesse u. a.) vermerkt sind, die als relevant für das Projekt erachtet werden und in der konkreten Beobachtungssituation mit Daten gefüllt werden sollen. Schöne (2003, S. 25) nennt dies in seinem Bericht zur teilnehmenden Beobachtung im Rahmen der Parlamentarismusforschung die „perzeptionsleitenden Fragestellungen“, die in Form einer handhabbaren Kurzfassung mit ins Feld genommen werden können:

Jene [Kurzfassung; PCL] diene nicht nur zur eigenen Orientierung, sondern konnte gegenüber skeptischen Abgeordneten, die Vorbehalte gegen die Teilnahme von wissenschaftlicher Beobachtern an – z.T. sehr überschaubaren – Gremiensitzungen hatten, als Ausweis für die „Harmlosigkeit“ des Forschungsinteresses verwendet werden. Es liegt an der zunehmenden Vertrautheit mit dem Beobachtungsleitfaden und dem Forschungsfeld, dass der Leitfaden im fortlaufenden Forschungsprozess immer seltener zur Orientierung herangezogen wurde. Allerdings muss der beobachtende Politikwissenschaftler darauf achten, im Umgang mit dem Leitfaden Internalisierung nicht mit Ignorierung zu verwechseln.

Zum anderen werden regelmäßig *Feldnotizen* (*field notes*) angefertigt, die das Beobachtete und ggf. schon mit Deutungsansätzen Versehene – „the written record of your perception in the field“ (Rossman und Rallis 2003, S. 195) – beinhalten. Sie können auf den Beobachtungen entlang des Leitfadens aufbauen, aber auch darüber hinausgehen: Als „running records“ enthalten sie so viele Details wie möglich über das Setting, die Akteure und ihre Aktivitäten und Interaktionen; als „observer comments“ geben sie auch die Möglichkeit, „your emotional reactions to events, analytic insights, questions about meaning, and thoughts for modifying your design“ (Rossman und Rallis 2003, S. 196) aufzunehmen. In der Literatur wird die Frage, wann und wie diese Notizen gemacht werden sollen, breit und kontrovers diskutiert. In der Situation besteht – gerade, wenn die Beobachtung stärker teilnehmend ausgerichtet ist – oft keine Gelegenheit; auch wird argumentiert, dass dies das normale Verhalten der Beforschten deutlich beeinflusst (wenn die Akteure das Gefühl haben, dass alles, was sie tun und sagen, sofort mitprotokolliert wird). Für die politikwissenschaftliche Beobachtung im parlamentarischen Umfeld vermerkt Schöne (2003, S. 46) demgegenüber:

Im Gegenteil vergeben sich Beobachter, die nicht die Möglichkeit der – i.d.R. problemlos – möglichen Erstellung ausführlicher Feldnotizen [...] die Chance, detaillierte und durch Erinnerungslücken unverfälschte Beobachtungsdaten zu sammeln. Natürlich wird es auch Situationen geben, in denen der Verzicht auf das Aufschreiben von Beobachtungsdaten angezeigt ist – etwa wenn Sitzungen einen informellen Charakter haben, von einem Essen begleitet sind oder in kleineren Runden Konflikte aufbrechen, die eine gespannte Aufmerksamkeit aller zur Folge haben. Es bedarf also eines gewissen Fingerspitzengefühls, zu entscheiden, ob die Aufzeichnung von Feldnotizen opportun ist oder nicht.

Ob Feldnotizen in der Situation oder (möglichst direkt) im Anschluss mit einem konventionellen Notizblock oder (vor der Verschriftung) mit einem Diktiergerät genommen werden, ist – mal wieder – eine individuell, feld- und situationspezifisch zu treffende Entscheidung. Da Beobachtungen i. d. R. eine räumliche Dimension besitzen, bietet es sich manchmal an, nicht nur auf Beschreibungen zu setzen, sondern auch Skizzen zu machen. In Abb. 2.5 zeigen wir beispielhaft unterschiedliche Möglichkeiten der Beobachtungsniederschrift, die von handschriftlichen und unstrukturierten Feldnotizen der u. a. für ihre Feldforschungen im Pazifikraum berühmten Anthropologin Margaret Mead über die Positions- und Bewegungsskizze aus der erwähnten klassischen Studie von William Foote Whyte (1943) zu Gruppen italienischer Einwanderer in Boston bis hin zu einer strukturierten Beobachtungsvorlage für Beobachtungen im Kontext digitaler Kunst reichen.

"In June" (Paris) Place St. Germain 10/15 8:30

July 29, 1960
 as to be seen
 - walking in restaurant
 - light breakfast → croissant, coffee → breaded out (1 hr)
 - Tony gets a "new black coat" → black
 - A beautiful jacket → "Cubana"
 - wild and - bitter but with
 - note: observations, needed
 - source: better organized
 - Paul's ice cream → red lighting
 - metal ash tray → dog bowl
 - exposed piping
 - say a black leather jacket, but water
 → note: Tony & drink: light blue - alcohol
 - distilled of water
 - hallucinating - drug
 - Tony's behavior
 - drunk
 - trouble sleeping
 - water dripping from fountains
 - Over Hill: safe - very old
 - green 15% alcohol, well aged
 - business part in back, and old
 - Cell in April → people carry around baguette
 - Les Halles - old market is outdoor
 - "Zde" "billy at Paris"
 - buskers
 - Chen Denise → happy
 - necessity to see all was of mind
 - blue cellar (low)
 - people 2 places

The Cornville S & A Club
 February 29, 1960 8-8:15 PM.

Checker game between 2-3, 1 watch

5, 7, 8, 10 play whist 4, 6, 9 watch

Conversations among 11, 12, 13, 14, 15, 16

Legend:
 □ - Tables
 U - Straight chairs
 U - easy chairs
 Direction in which chairs ~ couches face indicates direction in which men face.
 Arrows indicate direction in which standing men face.
 Dotted lines enclose those interacting.

MIDAS Fieldnotes Template ED/DP/DF/PA/IL/ME xxx (xxx/xxx)

Date e.g. 04-02-2013 08:21	
Observer(s) (number, XX, XX, XX)	
Project (number, XX, XX, XX)	
Place	
Time (xx:xx)	
Duration (xx:xx)	
Event	
Planned Agents	
Overview (brief summary including key concepts/very authors and key elements of body-digital-methods)	This field note illustrates ...
	KEY CONCEPTS/AUTHORS:
	BODY-DIGITAL-METHODS:
	Digital -
	Body -
	Methods -
Setting	
Atmosphere	

version 0.0 - 28.11.13 1

MIDAS Fieldnotes Template ED/DP/DF/PA/IL/ME xxx (xxx/xxx)

New notes	
Pictures (%)	
Tables (%)	
Audio (%)	
Extras	
Analytical Comments	

version 0.0 - 28.11.13 2

Abb. 2.5 Beispiele für Beobachtungsprotokolle und Feldnotizen. (Abbildungsquellen: http://varenne.tc.columbia.edu/class/tf5001/5001_fieldnotes.html; Whyte 1941, S. 650; <https://midassblog.wordpress.com/2013/12/19/collaborative-fieldnotes-in-digital-ethnography/>)

Für die Führung von Feldnotizen gilt: Sei konkret! Wichtig ist eine genaue und detailreiche Beschreibung unter weitest möglicher Enthaltung von expliziter und reflektierter Interpretation.

In partizipativer Forschungsperspektive bietet sich die Chance, ausgewählte Feldnotizen den beobachteten Akteuren zum Lesen zu geben, da dies zu spannenden und einsichtsreichen Gesprächen führen kann (neue Daten!) und mögliche Fehldeutungen dadurch relativiert werden können.

Forschungstagebuch

Das Forschungstagebuch geht über die Erstellung von spezifischen *Feldnotizen* hinaus, insofern es bereits vor der eigentlichen Feldforschung begonnen und über sie hinaus geführt wird. Die Feldnotizen stellen dann einen Teil des Forschungstagebuches dar, das von ersten Ideen für ein Projekt, Überlegungen zum Feldzugang, Erfahrungen im Feld (und darüber hinaus), Eindrücken, die wichtig erscheinen, aber noch unsystematisch sind, Gedanken zu möglichen theoretischen Bezügen, Ideen für die Analyse usw. alles enthalten kann, was sich im Kontext des Projektes abspielt. In dieser Hinsicht stellt es ein wichtiges Medium der Reflexion des Projektverlaufes dar, dessen Führung für *alle* interpretativen Forschungsprojekte unabhängig von der gewählten Methode anzuraten ist. In ihm spiegelt sich die Entwicklung des Projektes wieder; ein gut geführtes Forschungstagebuch, das vielfach analytische und theoretische Eintragungen enthält, lässt sich auch für den späteren Projektbericht verwenden, indem ganze Passagen des Forschungstagebuches darin Eingang finden können.

„Dichte Beschreibung“

In Anlehnung an den US-amerikanischen Anthropologen Clifford Geertz (1987) lässt sich von einer „dichten Beschreibung“ als Möglichkeit der interpretativen Verdichtung der Einzelbeobachtungen sprechen, in der die Beobachtungsdaten deutlich zusammengeführt werden. Während Geertz darin das Ergebnis der Forschung zu einer bestimmten „Kultur“ versteht, kann die Anfertigung von „dichten Beschreibungen“ in kleineren Beobachtungsprojekten als wichtiger Auswertungsschritt genutzt werden, um dem beobachteten Phänomen eine analytische Tiefenschärfe zu verleihen: „[A]n event or process can be neither interpreted nor understood until it has been well described“ (Denzin 1994, S. 505). In diesem Sinn vermitteln „dichte Beschreibungen“ etwa in Form einer *Storyline* ein genaues und eindruckliches Bild einer Situation, erfassen die wesentlichen Komponenten, zeigen die in der Situation sich abbildenden Kausalitäten auf usw. Auch sie können im späteren Forschungsbericht, in veröffentlichten Studien oder studentischen Abschlussarbeiten Verwendung finden.

Rolle des Forschers

Die Rolle des Forschers im Feld und die damit verbundenen Herausforderungen für die Forschung sind wohl die am meisten diskutierten Themen in der Literatur zur (teilnehmenden) Beobachtung. Wesentlich sind dabei seine Doppelrolle als Forscher und Akteur und das damit zusammenhängende Dilemma von Nähe (Identifikation) und Distanz. Je nach Grad der Teilnahme am Handlungsgeschehen können Situationen entstehen, in denen die Rollen in Konflikt geraten, wenn etwa in der Beforschung einer Aktivistengruppe eine starke Identifikation mit „der Sache“ zu realem aktivistischen Engagement führt, das das spezifische Feld, das beobachtend untersucht wird, durch die Forschungstätigkeit deutlich verändert wird. Auch kommt es bei längeren Feldaufenthalten oft zu persönlichen Beziehungen mit den Akteuren, auch über das Forschungsprojekt hinaus. In gewissem Sinn ist eine teilnehmende Beobachtung darauf angelegt, dies zu ermöglichen; zugleich darf ein kritisch-reflektierender (und selbstreflexiver) Blick aufs Feld (und die eigene Rolle darin) nicht verloren gehen. In diesem Hinblick kann ein zeitweiser Ausstieg aus dem Feld erfolgen, der zur Analyse der gesammelten Daten genutzt werden kann und in der Regel zu einer neuerlichen und für die Forschung notwendigen Distanz beim nächsten Feldaufenthalt führt.

Dauer

Beobachtungsstudien sind in Bezug auf die Dauer der Gesamtdurchführung und der einzelnen Feldphasen sehr unterschiedlich. Im Vergleich zu Interviewstudien sind sie gleichwohl zeitaufwendiger, da meistens längere Feldaufenthalte notwendig sind. Im Idealfall endet die Feldforschung mit einer Art „empirischen Sättigung“, um einen Begriff der Grounded Theory zu entlehnen: Diese Sättigung tritt dann ein, wenn auch weitere Beobachtungen im Feld nicht mehr zu einem Erkenntnisgewinn bzgl. der entwickelten Fragestellung führen. Da die Forschungspraxis ressourcenbegrenzt ist, stellt dies indes eher die Ausnahme da, sodass individuell entschieden werden muss, aus welchem Grund wann (und mit welchen Implikationen für die Analyse) eine Beobachtung forschungspraktisch beendet werden soll. Angesichts der entstandenen Bindungen zu Akteuren und dem aufgebauten Vertrauen erscheint es zugleich wichtig, den Ausstieg aus dem Feld ebenso gut zu planen wie den Einstieg, um Enttäuschungen oder Verletzungen zu vermeiden und Kontakte zu wichtigen Akteuren zu erhalten, die für andere Projekt nützlich sein können.

Analyse

Zur systematischen Analyse von Beobachtungsdaten gibt es trotz der langen Geschichte der Nutzung der Methode in den Sozialwissenschaften bemerkenswert wenig. Dies hängt damit zusammen, dass schon die Beobachtungen interpretativ

gewonnen wurden (es gibt in interpretativer Sicht keine nicht immer schon gedeuteten Daten) und man damit das Gefühl haben könnte, dass Datenerhebung und -auswertung zusammenfallen. Auch wenn dies in einer sozialkonstruktivistischen Perspektive sicherlich nicht ganz von der Hand zu weisen ist, sollte in einem Beobachtungsprojekt doch deutlich gemacht werden, wie mit den Rohdaten der Beobachtung (den Beobachtungsprotokollen, Feldnotizen etc.) verfahren wurde, um zu dem präsentierten Befund zu gelangen. Hier bieten sich z. B. die Kodier-Verfahren der Grounded Theory an, das in Abschn. 2.4.2 vorgestellt wird. Weitere Ausführungen zur Analyse von Beobachtungsdaten folgen zudem in der Diskussion der Ethnographie in Abschn. 2.4.1.

2.3 Methoden der Datenauswertung

Wie bei der Datenerhebung gibt es auch bei der interpretativen Datenauswertung eine große Pluralität von Methoden. Das gewählte methodische Vorgehen muss letztlich zur Forschungsfrage und der Art der zugrunde liegenden Daten „passen“ und bedarf oftmals einer begründeten Modifikation, um diesen „gerecht“ werden zu können. Eine lehrbuchartige, aber unreflektierte Verwendung ist daher nicht immer der richtige Weg.

Mit der Inhaltsanalyse (Abschn. 2.3.1), der Diskursanalyse (Abschn. 2.3.2) und der Hermeneutik (Abschn. 2.3.3) werden hier drei prominente Methoden vorgestellt, die in unterschiedlichen Varianten entwickelt worden sind und in Bezug auf ihre forschungsphilosophische Fundierung und die daraus sich ergebenden Implikationen für den Umgang mit qualitativen Daten zum Teil stark differieren. Die Diskursanalyse stellt dabei in gewissem Sinn mehr als „nur“ eine Methode der Datenauswertung dar; da sie immer auch eine systematische Zusammenstellung eines Materialkorpus beinhaltet, weist sie zumindest Züge jener integrativen Ansätze auf, die wir am Ende des Kapitels vorstellen. Auf eine detaillierte Darstellung des interpretativen Vorgehens der Datenauswertung im Rahmen von Studienbeispielen wird verzichtet, da diese den Rahmen eines einführenden Lehrbuches sprengen würden.³² In der Vorstellung der Methoden wird jedoch immer wieder explizit Bezug auf Studien genommen, in denen die Durchführung der Datenauswertungen ausführlich dargelegt wird.

³²Einige instruktive Studienbeispiele werden gleichwohl im Vorgängerlehrbuch *Qualitative Politikanalyse* (Blatter et al. 2007) angeführt, auf das wir hier gern nochmals verweisen möchten.

Über diese Methoden hinaus soll an dieser Stelle auf zwei weitere, für die Politikwissenschaft relevante Methoden der Datenauswertung hingewiesen werden, die wir in diesem Lehrbuch nicht ausführlicher behandeln. Die *Konversationsanalyse* arbeitet mit „natürlichen“ Daten von Gesprächen, um „die konstitutiven Prinzipien und Mechanismen zu bestimmen, mittels derer die Handelnden im situativen Vollzug des Handelns und in wechselseitiger Abstimmung mit ihren Handlungspartnern die sinnhafte Strukturierung und Ordnung eines ablaufenden Geschehens und der Aktivitäten, die dieses Geschehen ausmachen, erzeugen“ (Bergmann 2012, S. 525). Für die Politikwissenschaft eignet sie sich daher u. a. für die Analyse der „alltägliche[n] Wahrnehmung und Bedeutungskonstruktion von Politik durch Mitglieder des politischen Feldes“ (Berufspolitiker, Verbandsvertreter etc.) oder „einfache Bürger als Adressaten der Politikvermittlung und -darstellung“ sowie die Untersuchung von Gremien und Verhandlungssystemen (z. B. Vermittlungsausschüssen in Parlamenten oder Konferenzen von internationalen Organisationen) im Hinblick darauf, wie „die Regeln alltäglicher Kommunikationsmodi reproduziert, transformiert oder erweitert werden und wie es um ihre tatsächliche Strukturierungswirksamkeit in konkreten Gesprächsabläufen beschaffen ist“ (Blatter et al. 2007, S. 107).

In den letzten zwei Jahrzehnten hat zudem die qualitative *Netzwerkanalyse* eine Konjunktur erfahren, die die soziale Organisation von Gruppen und die sozialen Einbettungen von Akteuren erfassten und so der Wirkmächtigkeit sozialer Netzwerke und/oder darin sich befindlicher Akteure für *Agenda Setting* und politische Mobilisierungs- und Entscheidungsprozesse nachspüren. Allgemein geht es der Netzwerkforschung um „die Darstellung der Strukturen von Netzwerken und ihrer Dynamik [...] sowie um ihre Funktion für die soziale Integration. Die besondere Attraktivität des Netzwerkkonzepts liegt darin, dass es zwischen Mikro- und Makroebene angesiedelt ist“ (Hollstein 2006, S. 11). Durch den Einbezug unterschiedlicher Datensorten (Interviews, Netzwerkkarten, auch statistischer Daten) liegt zudem ein triangulierendes Vorgehen nahe (zur qualitativen Netzwerkanalyse siehe z. B. Hollstein und Straus 2006; Herz et al. 2015).

Bevor wir in die Vorstellung der Auswertungsmethoden einsteigen, ist noch ein Hinweis auf den Nutzen von Datenmanagement- und Analyseprogrammen notwendig, die sich in den letzten Jahren in qualitativer Forschung zunehmender Beliebtheit erfreuen (siehe dazu z. B. Lewins und Silver 2007; di Gregorio und Davidson 2008; Greenberg 2011; Kuş Saillard 2011). Mit MAXQDA® liegt zum Beispiel gut bewährte Software vor, die umfangreiche (d. h. fall- und datenreiche, auch in einer Gruppe kollaborativ bearbeitbare) Datenmengen einer systematischen Bearbeitung zugänglich macht und eine Reihe hilfreicher Analysetools zur Kodierung und grafischen Darstellung beinhaltet. Im englischsprachigen Raum

finden v. a. die qualitativen Datenanalyseprogramme Atlas/ti©, NUDIST© und NVivo© Verwendung. Als preisgünstigere und einfacher zu handhabende Variante wurde jüngst f4analyse©³³ entwickelt, die spezifisch ausgewählte Analysetools und begrenzte Datenkapazitäten aufweist (damit aber für studentische Projekte oft angemessen ist). Bei der Nutzung von Analysesoftware ist jedoch wichtig, sich bewusst zu sein, dass diese lediglich Hilfsmittel für die methodische Auswertung der Daten sein kann, nicht die Methode der Auswertung selbst. Für alle drei der im Folgenden skizzierten Methoden sind sie gleichwohl gut geeignet.

2.3.1 Inhaltsanalyse

2.3.1.1 Was ist eine Inhaltsanalyse (und wofür ist sie gut)?

Die Inhaltsanalyse (engl. *content analysis*) gilt als eine Standardmethode der empirischen Sozialforschung. Sie verspricht einen systematischen, regelgeleiteten und intersubjektiv nachvollziehbaren Umgang insbesondere mit großen Materialmengen:

Die qualitative Inhaltsanalyse versucht, aus der großen Gesamtmenge der im Forschungsprozess anfallenden Textdaten, seien es transkribierte Interviews oder Dokumente, die für die Forschungsfragen relevanten Passagen und Aussagen herauszufiltern. Sie muss deshalb als ein nach expliziten Regeln vorgehendes Verfahren zur Reduktion von Datenmengen und zur Explizierung der Kernaussagen oder Kernthemen verstanden werden (Blatter et al. 2007, S. 75 f.).

Dabei steht der analytische Zugriff auf den *manifesten* Inhalt im Vordergrund, d. h. es geht vor allem darum, strukturierend und komprimierend herauszuarbeiten, was in Bezug auf die Beantwortung der Forschungsfrage im Material gesagt oder geschrieben wurde (und nicht so sehr darum zu deuten, was mit einer Aussage „eigentlich“ gemeint sein könnte, welche latenten Bedeutungen sich „hinter“ einer Aussage verbergen könnten oder was alles nicht gesagt wurde). Wesentlich ist eine Reduktion der Komplexität des untersuchten Materials entlang des Forschungsinteresses, wodurch die Sinnstruktur des Materials genau beschrieben werden kann. Gläser und Laudel (2010, S. 200), die die Anwendung der Inhaltsanalyse zur Auswertung von Experteninterviews detailliert beschreiben, vermerken dazu:

³³Siehe dazu www.audiotranskription.de.

Mit der qualitativen Inhaltsanalyse schafft man sich also eine von den Ursprungstexten verschiedene Informationsbasis, die nur noch die Informationen enthalten soll, die für die Beantwortung der Forschungsfrage relevant sind. Diese Informationsbasis ist durch das Suchraster, das für die Extraktion von Informationen genutzt wurde, strukturiert. Die qualitative Inhaltsanalyse ist das einzige Verfahren der qualitativen Textanalyse, das sich frühzeitig und konsequent vom Ursprungstext trennt und versucht, die Informationsfülle systematisch zu reduzieren sowie entsprechend dem Untersuchungsziel zu strukturieren (Gläser und Laudel 2010, S. 200).

Damit stellt die Inhaltsanalyse die am wenigsten interpretative Methode der qualitativen Datenauswertung dar. Philipp Mayring (2010a, S. 604) als einer der prominentesten Vertreter spricht von einer „qualitativ orientierten kategoriengeleiteten Textanalyse“. Im Zentrum der Inhaltsanalyse steht regelmäßig eine Kategorienbildung, also die Reduktion des empirischen Materials auf spezifische Kategorien. Mayring (2010a, S. 605) schreibt dazu:

Kategorien stellen die Auswertungsaspekte in Kurzform dar... Die Kategorien müssen [...] genau definiert und mit inhaltsanalytischen Regeln muss die Zuordnung zum Text festgelegt werden (das wird bei komplexeren quantitativen Inhaltsanalysen oft vernachlässigt). Dies geschieht in der Regel theoriegeleitet, bei deduktiven Kategorienanwendungen explizit durch die vorab festgelegte Definition der Kategorien, bei induktiver Kategorienbildung durch die Gruppierung der induktiven Kategorien zu Hauptkategorien.

In interpretativer Perspektive würde man den letzten Satz etwas ändern und die Betonung anders setzen: In der Regel erfolgt die Kategorienbildung, der induktiven Logik qualitativer Forschung entsprechend, aus dem Material selbst heraus; gleichwohl können – und in der Forschungspraxis geschieht dies in der Tat nicht selten – aus der Theorie abgeleitete Kategorien herangezogen werden, die die Strukturierung des empirischen Material anleiten, um einschlägige Informationen zu bestimmten Aspekten zu erhalten, die vorab als wesentlich zur Beantwortung der Forschungsfrage identifiziert wurden. Bei diesem deduktiven Vorgehen besteht jedoch die Gefahr, wichtige „neue“, aus der Theorie nicht erwartbare Informationen zu übersehen. Insofern die Zuordnung von Textstellen zu Kategorien als eine Interpretationsleistung zu verstehen ist, scheint es berechtigt, auch eine eher deduktiv verfahrenende Inhaltsanalyse als wesentlich qualitativ zu begreifen.

Qualitative Inhaltsanalysen bieten sich insbesondere an für die Auswertung von

- Medienprodukten, etwa Zeitungsartikel oder Websites,
- öffentlichen Äußerungen, etwa politische Redebeiträge in Parlamentsdebatten,
- in Interviews und Gruppendiskussionen kommunikativ generierten Daten,
- Antworten, die bei Fragebogenstudien auf offene Fragen gegeben werden,
- Dokumenten und Akten, etwa Parteiprogrammen.

Inhaltsanalysen sind nicht auf schriftlich fixierte Texte wie (transkribierte) Interviews oder Zeitungsartikel begrenzt, auch die Analyse von Bildern und Videos ist durch inhaltsanalytische Verfahren möglich (wobei sich bestimmte Herausforderungen zeigen; siehe dazu z. B. Mayring et al. 2005). Die Inhaltsanalyse erscheint jedoch nur bedingt sinnvoll zu sein, um (eigene) Beobachtungsdaten auszuwerten, da diese ja bereits mehr oder weniger starke Deutungen enthalten; hier stellt sich die Frage, inwieweit sich eine Inhaltsanalyse etwa von eigenen Feldnotizen überhaupt noch auf die eigentliche Beobachtungssituation richtet oder letztlich die Deutungsmuster des Beobachters. Für die Auswertung von Beobachtungsdaten anderer Forscher könnten Inhaltsanalysen, je nach Forschungsfrage, interessant sein. Oft wird eine Inhaltsanalyse auch als Vorstufe zu weitergehenden Interpretationen verwendet, um sich einen ersten Überblick über das Datenmaterial zu verschaffen. Eine der Stärken der qualitativen Inhaltsanalyse ist darüber hinaus die Möglichkeit der Verbindung mit quantitativen Verfahren der Analyse, indem etwa die herausgearbeiteten Kategorien für weitere quantifizierende Auswertungen genutzt werden können.

In politikwissenschaftlicher Perspektive untersuchten mithilfe der Inhaltsanalyse zum Beispiel:

- Bleses und Rose (1998) die Arbeitsmarkt- und Familienpolitik im parlamentarischen Diskurs,
- Barthe (2001) die Energiekonsensgespräche in Deutschland Anfang der 1990er Jahre,
- Steffek (2002) Gerechtigkeit- und Fairnessbezüge in den internationalen Beziehungen,
- Ferguson (2011) Fernsehinterviews des damaligen britischen Premierministers Tony Blair nach dem Einmarsch in Irak im dritten Golfkrieg,
- Duggan (2012) die Darstellung des arabischen Nachrichtensenders von Al Jazeera in den US-amerikanischen Medien nach *Nine Eleven*,
- Elrick und Schwartzman (2015) die Verwendung der Kategorie „Menschen mit Migrationshintergrund“ in Bundestagsdebatten über Erziehung und

- Oliver und Rahn (2016) die Kampagnenreden von Donald Trump im US-amerikanischen (Vor-)Wahlkampf im Jahr 2016 im Hinblick auf deren populistische Rhetorik.³⁴

Wird nicht auf selbst generiertes empirisches Material wie Interviewtranskripte zurückgegriffen, sondern soll sich die Inhaltsanalyse auf bereits vorhandenes Material wie Zeitungsberichte oder Debattenprotokolle beziehen, ist eine systematische Recherche und begründete Festlegung des Textkorpus von zentraler Bedeutung. Die Qualität der Analyse ist stets abhängig von der Qualität des gesammelten und verwendeten Materials.

Als Beispiel sei auf die oben erwähnte Studie zur Verwendung der Kategorie „Migrationshintergrund“ (übersetzt als „Persons with a Migration Background“, abgekürzt mit „PMB“) in Bundestagesdebatten verwiesen, in der die Autorinnen Jennifer Elrick und Luisa Farah Schwartzman (2015) der Frage nachgehen, „how and in what terms states constitute ethnicity and citizenship around statistical categories when these categories lack explicitly ethnic principles of classification“ (Elrick und Schwartzman 2015, S. 1339). Ihre Inhaltsanalyse beruht auf 60 Parlamentsdokumenten (Plenarprotokolle, Drucksachen). Als ersten Schritt in der Erstellung des Textkorpus recherchierten sie über die Online-Datenbank des Bundestages sämtliche Dokumente, die den Begriff „Migrationshintergrund“ enthalten und zwischen Januar 2005 (in diesem Jahr wurde der Begriff erstmals offiziell im Mikrozensus verwendet) und März 2013 entstanden sind. Daraus wählten sie mittels Zufallsstichprobe 20 Dokumente aus, wovon sich jeweils zehn auf zwei Legislaturperioden bezogen. Diese unterzogen sie einer ersten Kodierung, die zeigte, dass der Begriff meist im Kontext von Bildungsdebatten vorkam. „We subsequently narrowed the focus of our expanded sample to documents pertaining to PMB in the education system and randomly selected an additional forty documents – again divided equally between the two parliamentary sessions – to add to the sample, for a total of sixty“ (S. 1345). Eine solch mehrstufige Sampling-Strategie stellt eine Möglichkeit dar, wenn der Gesamtumfang relevanten Materials (also: *alle* Dokumente zu einem Thema) die Kapazitäten der Analyse überschreitet und eine Auswahl der in die Analyse einzubeziehenden Texte begründet vorgenommen werden muss.

³⁴Diese Studie ist auch insofern interessant, als sie die Befunde der qualitativen Inhaltsanalyse – D. Trump habe in seinen Reden mehr als jeder andere Kandidat eine simplifizierende, anti-elitistische und kollektivistische Rhetorik genutzt – mit quantitativen Survey-Daten zusammenführt, die zeigen, dass erklärte Anhänger von D. Trump „are distinctive in their unique combination of anti-expertise, anti-elitism, and pronationalist sentiments“ (Oliver und Rahn 2016, S. 189).

2.3.1.2 Wie funktioniert eine Inhaltsanalyse?

Im Folgenden soll die im deutschsprachigen Raum am meisten genutzte und am genauesten ausgearbeitete Variante der Methode vorgestellt werden: die von Philipp Mayring entwickelte *kategoriale Inhaltsanalyse*. Der Autor benennt drei Grundtechniken qualitativer Inhaltsanalyse (siehe z. B. Mayring 2007, 2008, 2010a, b; Mayring & Gläser-Zikuda 2005):

- **Zusammenfassung:** Der Text wird auf seine wesentlichen Bestandteile reduziert, um Kernaussagen herauszuarbeiten: „Ziel der Analyse ist es, das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktion einen überschaubaren Corpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist“ (Mayring 2007, S. 58).
- **Explikation:** Unklaren Textstellen werden durch Rückgriff auf den Textstellenkontext und/oder textexternes zusätzliches Material (z. B. auch Wörterbücher) verständlich gemacht.
- **Strukturierung:** Es gilt, eine bestimmte Struktur aus dem Material herauszufiltern, indem bestimmte Ordnungskriterien (Kategorien) gebildet werden, die eine eindeutige Zuordnung des Textmaterials ermöglichen. Das Material wird also entlang eines Kategoriensystems, das entweder induktiv aus ihm entwickelt worden ist oder deduktiv an es herangetragen wird, strukturiert. In dieser Hinsicht werden Kategorien definiert, anhand von sogenannten „Ankerbeispielen“ Textstellen angeführt, die für die Kategorie beispielhaft sind, und Kodierregeln aufgestellt, um eindeutige Zuordnungen zu ermöglichen (und für andere nachvollziehbar zu machen).

Mayring hat in seinen Einführungsbüchern zur Inhaltsanalyse genaue Angaben gemacht, wie diese Grundtechniken angewendet werden, die als Orientierung dienen können. In Bezug auf die Zusammenfassung etwa führt er die in der Abb. 2.6 angeführten Regeln aus.

Wie sich mit diesen Regeln arbeiten lässt, zeigt ein Beispiel von Eva Lienbacher (2013), die mittels Fokusgruppendifussionen *Corporate Social Resonsibility im Handel*, so der Titel ihrer Dissertation, untersuchte. Die transkribierten Gruppendiskussionen unterzog sie einer Inhaltsanalyse, die verwendeten Kernkategorie (etwa „Entscheidungskriterien beim Einkauf“) wurden deduktiv ans empirische Material herangetragen. Ein Zwischenergebnis dieser Analyse, die die Reduktion des Materials aus der Gruppendiskussion auf für die weitere Auswertung wesentliche Aspekte (etwa „Preise und Konditionen“ oder „Werbung“ in Bezug auf die genannten Kernkategorie) führte, zeigt Abb. 2.7.

Diese sehr kleinteilige und auswendige Textarbeit ist bei Mayring eingebunden in ein größeres Ablaufmodell der qualitativen Inhaltsanalyse. Er hat das

Z1: Paraphrasierung

Z1.1: Streiche alle nicht (oder wenig) inhaltstragenden Textbestandteile wie ausschmückende, wiederholende, verdeutlichende Wendungen!

Z1.2: Übersetze die inhaltstragenden Textstellen auf eine einheitliche Sprachebene!

Z1.3: Transformiere sie auf eine grammatikalische Kurzform!

Z2: Generalisierung auf das Abstraktionsniveau

Z2.1: Generalisiere die Gegenstände der Paraphrasen auf die definierte Abstraktionsebene, sodass die alten Gegenstände in den neu formulierten impliziert sind!

Z2.2: Generalisiere die Satzaussagen (Prädikate) auf die gleiche Weise!

Z2.3: Belasse die Paraphrasen, die über dem angestrebten Abstraktionsniveau liegen!

Z2.4: Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!

Z3: Erste Reduktion

Z3.1: Streiche bedeutungsgleiche Paraphrasen innerhalb der Auswertungseinheiten!

Z3.2: Streiche Paraphrasen, die auf dem neuen Abstraktionsniveau nicht als wesentlich inhalts-tragend erachtet werden!

Z3.3: Übernehme die Paraphrasen, die weiterhin als zentral inhaltstragend erachtet werden (Selektion)!

Z3.4: Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!

Z4: Zweite Reduktion

Z4.1: Fasse Paraphrasen mit gleichem (ähnlichem) Gegenstand und ähnlicher Aussage zu einer Paraphrase (Bündelung) zusammen!

Z4.2: Fasse Paraphrasen mit mehreren Aussagen zu einem Gegenstand zusammen (Konstruktion/Integration)!

Z4.3: Fasse Paraphrasen mit gleichem (ähnlichem) Gegenstand und verschiedener Aussage zu einer Paraphrase zusammen (Konstruktion/Integration)!

Z4.4 Nimm theoretische Vorannahmen bei Zweifelsfällen zuhilfe!

Abb. 2.6 Regeln für die Zusammenfassung bei der qualitativen Inhaltsanalyse. (Mayring 2010a, S. 606)

Modell in unterschiedlichen Veröffentlichungen im Laufe der Jahre variiert und erweitert; gut verständlich und praxisbezogen scheint das in Abb. 2.8 wiedergegebene (Mayring 2010b, S. 60).

Die qualitative Inhaltsanalyse ermöglicht damit ein standardisiertes, regelgeleitetes und verlässliches Vorgehen, das gerade bei größeren Datenmengen hilfreich erscheint und Studierenden Handlungssicherheit bei der Durchführung kleinerer empirischer Projekte geben kann. Sie ist indes, folgt man Mayrings Vorschlägen, mit erheblichem Arbeitsaufwand verbunden. Kritisch ist zudem darauf zu verweisen, dass die gerade für interpretative Verfahren wesentliche Kontextsensibilität nur eingeschränkt gegeben ist, wenn einzelne Aussagen herausgerissen und unter Einpassung in das Kategoriensystem zum Gegenstand der Analyse gemacht werden.

Fall (Zeile)	Paraphrase	Generalisierung	Reduktion
A (017)	Also ich schau immer, wo es halt so Angebote gibt.	Preise und Konditionen	<ul style="list-style-type: none"> • Preise und Konditionen • Werbung • Standort • Verkaufsraum (Größe, Orientierung) • Sortiment (Frische, Qualität, Bio) • Personal • Tradition
A (024)	(...) und ich hab meinen Eurospar um die Ecke (...)	Standort	
A (024)	(...) was hier dann auch noch in Aktion ist (...)	Preise und Konditionen, Werbung	
A (028)	(...) also ich hab alles im Umkreis von 5 Gehminuten.	Standort	
A (031)	Beim Aussteigen aus der Straßenbahn ist da gleich die (...)	Standort	
A (031)	Und am Wochenende fahren wir, je nachdem, in welchem Einkaufszentrum wir sind (...)	Standort	
A (034)	Da hat der (...) halt die größte Auswahl und zu einem guten Preis.	Preise und Konditionen	
A (034)	Und sehr frische Produkte, deshalb gehe ich da am liebsten hin.	Sortiment (Frische)	
A (036)	Die Auswahl, also das große Sortiment, und dann, was mir am wichtigsten ist, ist auch die Frische bei Obst und Gemüse.	Sortiment (Sortimentsbreite, Frische)	
A (038)	Bei mir ist es der Standort.	Standort	
A (038)	Früher, als es noch nicht überall laktosefreie Produkte gab, war es natürlich entscheidend (...)	Sortiment	
A (041)	Also bei mir der Standort (...)	Standort	
A (041)	Ich mag nicht so gerne die großen Geschäfte. Dadurch, dass ich ja wirklich nur für die nächste Mahlzeit einkaufe, wenn ich einmal einkaufe, habe ich gerne einen kurzen Weg durch das Geschäft.	Verkaufsraum (Größe)	
A (044)	Also bei mir ist es auch der Standort, es ist gleich bei mir um die Ecke eigentlich, liegt gleich am Weg.	Standort	
A (044)	Und auch von den Produkten her gehe ich gerne zum (...).	Sortiment	
A (045)	Und wenn ich das nicht habe, Herbst und Winter, dann suche ich absolut die Wochen- und die Bauernmärkte auf. Und die sind enorm günstig.	Preise und Konditionen	
B (018)	(...) weil das die nächstliegende Einkaufsmöglichkeit ist.	Standort	
B (018)	Nachdem i ka Auto hab, is des dann wichtig, dass des zu Fuß erreichbar ist und a transportierfähig (...)	Standort	
B (021)	Weil ich einfach denke, dass da die Qualität besser is.	Sortiment (Qualität)	
B (023)	(...) weil er direkt um die Ecke ist.	Standort	
B (023)	(...) weil ich durchaus bei gewissen Lebensmitteln auf den Preis schaue.	Preise und Konditionen	
B (024)	Weil i muss was finden, wenn i durchs Geschäft geh, und den (...) kenn i scho ewig	Verkaufsraum (Orientierung)	

Abb. 2.7 Zwischenergebnisse der Inhaltsanalyse einer Gruppendiskussion. (Lienbacher 2013, S. 162)

Ein alternatives Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse, in dem das Kategoriensystem im gesamten Verlauf der Auswertung an die Besonderheiten des Materials angepasst werden, haben Gläser und Laudel (2010) für den Umgang mit Experteninterviews entwickelt.

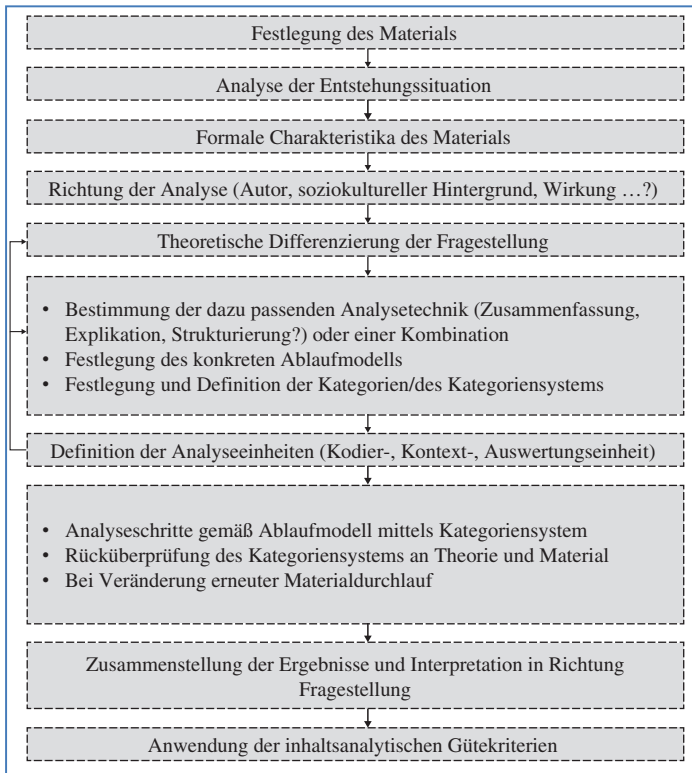


Abb. 2.8 Ablaufmodell der kategorialen Inhaltsanalyse. (Nach Mayring 2010b)

2.3.2 Diskursanalyse

2.3.2.1 Was ist eine Diskursanalyse (und wofür ist sie gut)?

Die Diskursanalyse gehört zu den am weitesten verbreiteten Methoden in den empirisch verfahrenenden Geistes- und Sozialwissenschaften. Zugleich ist es jedoch nur schwer möglich, ein gemeinsames Verständnis dieser Methode zu explizieren. Hoggart et al. (2002, S. 165) vergleichen die Diskursanalyse pointiert mit Fahrradfahren, „which is not easy to render or describe in an explicit manner“. Das liegt unter anderem daran, dass der mittlerweile auch in die mediale und politische Alltagssprache eingegangene Begriff „Diskurs“ in den unterschiedlichen

Disziplinen – etwa der Linguistik, Literaturwissenschaften, Philosophie, Psychologie, Soziologie und Politikwissenschaft – mitunter in distinkter Weise konzeptualisiert wird. Aber auch innerhalb dieser Disziplinen wurde in letzten drei Jahrzehnten eine Vielzahl diskursanalytischer Varianten entwickelt. So sind in den Sozialwissenschaften beispielsweise die kritische Diskursanalyse (vgl. Jäger 2006), die wissenssoziologische Diskursanalyse (vgl. Keller 2005, 2007) oder auch die Rahmenanalyse (vgl. Hajer 2003a; Donati 2006) als „focused sub-variant of discourse analysis“ (Lindekilde 2014, S. 197) prominent.

In der Politikwissenschaft hat die Diskursanalyse vielfältige Anwendungsmöglichkeiten (vgl. dazu auch Blatter et al. 2007, S. 201), zum Beispiel:

- in der kritischen Rekonstruktion öffentlicher Debatten (z. B. des Kriegsdiskurses zur Legitimierung des Kosovo-Krieges oder des Irak-Krieges),
- bei politischen Kontroversen, in denen ein Freund/Feind-Schema erzeugt wird (z. B. in Debatten über nationale Identitäten)
- im Rahmen von Politikfeldanalysen bei der diskursiven Konstruktion von Problemverursachern oder „target groups“ (z. B. in der Umweltpolitik oder in der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik) oder beim „framing“ von Policy-Problemen.

Dabei arbeitet die Diskursanalyse primär mit Texten (wobei auch, wie bei der Inhaltsanalyse, Bilder oder Videos Gegenstand diskursanalytischer Arbeiten sein können): Zeitungsartikel, verschriftete Reden und Debattenbeiträge, programmatische Dokumente wie Parteiprogramme oder Alltagsdokumente wie Flyer, aber auch Transkripte von Interviews und Gruppendiskussionen usw. Mehrere dieser Text-, „Sorten“ können und werden oft in ein und dieselbe Diskursanalyse einbezogen, da es darum geht, den in ihnen sich manifestierenden Diskurs zum einem bestimmten Thema zu rekonstruieren. Zu Beginn dieses Kapitels (siehe Abschn. 2.1) wurde kurz auf eine Studie verwiesen, in der rhetorische Strategien untersucht wurden, mit denen die US-amerikanische Waffenlobby NRA ein Recht des Einzelnen, Waffen zu besitzen, lanciert (Lio et al. 2008). Es ging den Autoren darin um die kritische Rekonstruktion einer einflussreichen Position in einem höchst politischen Diskurses zum Waffenbesitz, für die sie unterschiedliche Dokument-Sorten herangezogenen haben, in denen dieser Diskurs von den Protagonisten entfaltet wurde: Reden und Interviews der Führungskräfte der Organisation, Beiträge der Organisation, die von Mitarbeitern gezielt in Zeitungen und Zeitschriften platziert worden sind, Dokumente zur Selbstdarstellung (etwa Pressemitteilungen), die über den Internet-Auftritt der Organisation abrufbar waren. Dabei handelte es sich gleichwohl nur um einen (wichtigen) Ausschnitt eines größeren

Diskurses, für dessen weitere Analyse man auch Gesetzestexte, Parlamentsreden, Plakate von Demonstrationen für eine Einschränkung des Rechts auf Waffenbesitz, *Oral History*-Gespräche mit Überlebenden von *Mass Shootings* usw. einbeziehen könnte. Die Bestimmung dessen, was alles zu einem Diskurs gehört, und die begründete Auswahl des empirischen Materials, das untersucht werden soll und kann und das geeignet ist, den Diskurs „angemessen“ abzubilden, ist eine der wesentlichen Herausforderungen der Methode.

Was aber ist überhaupt ein *Diskurs*? Die Konjunktur und aktuelle Bedeutungsverwendung des Begriffs geht auf den französischen Philosophen Michel Foucault zurück. Vereinfacht formuliert wird damit ein Feld des Sagbaren bezeichnet, das nicht nur das, was sich empirisch als Gesagtes auffinden und analysieren lässt, beinhaltet, sondern alles, was „in einer bestimmten Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit geäußert werden [kann], aber auch die Strategien, mit denen das Feld des Sagbaren ausgeweitet oder auch eingeengt wird, etwa Verleugungsstrategien, Relativierungsstrategien, Enttabuisierungsstrategien etc.“ (Jäger 2006, S. 85 f.). Jede Kommunikation zu einem bestimmten Thema (als Ausdruck eines Diskurses) ist regelgeleitet und von Machtverhältnissen durchzogen: Nicht jeder kann zu jedem Thema an jedem Ort zu jeder Zeit alles sagen. Individuelle Sprechakte sind an allgemeinere Regeln gebunden und mit unterschiedlichen Wahrheitswerten ausgestattet, wie Foucault (1991, S. 10 f.) betont:

Ich setze voraus, daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.

Die *Ordnung des Diskurses*, wie Foucaults berühmte Inauguralvorlesung betitelt war, wird her- und sichergestellt durch spezifische Ausschließungssysteme (z. B. das Verbot, das festlegt, was wo wie gesagt oder nicht gesagt werden darf), interne Prozeduren (z. B. die – auch wissenschaftliche – Disziplin, die die „Spielregeln“ bestimmt, nach denen etwas geäußert werden kann) und die Verknappung der sprechenden Subjekte (z. B. die Doktrin, die über die Bedingungen der Teilnahme an Diskursen und der Regeln, denen der spezielle Diskurs abzulaufen hat, bestimmt). Diskurse sprechen nicht einfach nur über ihre Gegenstände; sie konstituieren diese zuallererst als soziale Wirklichkeit. Darin liegt ihre Wirkmächtigkeit (oder in Foucaults Worten: ihre „bedrohliche Materialität“). In diesem Sinn spricht Parker (1992) von Diskurs als „an interrelated set of texts, and the practices of their production, dissemination and reception, which brings an object

into being“. In dieser sozialkonstruktivistischen Perspektive auf soziale und politische Wirklichkeit werden „Texte“ (in dem oben ausgeführten weiten Sinn) als Teil einer größeren und stets umkämpften Bedeutungsstruktur begriffen, die es zu untersuchen gilt.

Wie Diskurse Wirklichkeit schaffen, lässt sich an folgendem Beispiel aufzeigen: Zum 01.11.2013 ist in Deutschland eine Änderung des Personenstandsgesetzes in Kraft getreten, die vorgibt, dass, wenn ein Kind weder dem männlichen noch dem weiblichen Geschlecht zugeordnet werden kann, die Angabe in das Geburtenregister weggelassen wird. Dieser Änderung sind langjährige und kontroverse Debatten zu Intersexualität und Intergeschlechtlichkeit vorausgegangen, an denen unterschiedliche Wissenschaften (Medizin, Biologie, Psychologie, Pädagogik, Soziologie, Ethik), spezifische Kommissionen (insb. der Ethikrat), Selbsthilfe- und Aktivistinnengruppen sowie zahlreiche Medien und parlamentarische Gremien beteiligt waren. In dieser Hinsicht lässt sich von einem komplexen Intersexualitätsdiskurs sprechen, der aus mehreren Diskursebenen besteht und in dem zum Teil widersprüchliche Diskurspositionen verhandelt wurden, bevor der Diskurs (vorläufig) durch die Gesetzesänderung „befriedet“ oder „stillgelegt“ wurde. Die Änderung ist dabei nicht nur eine Frage des Eintrags ins Geburtenregister, sondern hat weitreichende Implikationen für intergeschlechtliche Menschen: Die über viele Jahrzehnte hinweg zwangsweise Zuordnung zu einem binär konstruierten Geschlecht (männlich/weiblich) legitimierte allein in Deutschland jährlich Tausende von operativen Eingriffen an Kleinstkindern, um deren Geschlechtsmerkmale der vorgenommenen Zuordnung „anzupassen“ (und da es medizinisch einfacher ist, ein weibliches als ein männliches Sexualorgan zu modellieren, wurden in neun von zehn Fällen Mädchen „gemacht“). Dem Diskurs kommt so eine subjektivierende Funktion zu: Er produziert Subjekte und damit verbundene Identitäten. In diskursanalytischer Sicht könnte man sich nun z. B. einzelne Diskursebenen (die parlamentarischen Debatten oder die Medienberichterstattung) ansehen und untersuchen, wie Intersexualität dort durch wen konstruiert wird und wer die „Macht“ hat (oder sie beansprucht), Einfluss auf die Aushandlung von Deutungen zu nehmen (also „Wahrheit“ zu produzieren). Grundlegend ist dabei die Annahme, dass Diskurse Orte des Kampfes (Jürgen Habermas würde sagen: der Aushandlung) um (wissenschaftliche, gesellschaftliche, politische usw.) „Wahrheit“ sind, deren Ergebnis aktuelle Machtverhältnisse widerspiegeln, jedoch auch zum Ansatz von neuen Widerstandspraktiken werden können (durch die diskursive Produktion von sozial marginalisierter Intersexualität war es z. B. möglich, eine kollektive Identität der Betroffenen zu konstruieren, politische Kämpfe „in ihrem Namen“ zu führen und

über Aktivist*innengruppen als politische Akteure Einfluss auf die Neufassung des Gesetzes zu nehmen).³⁵

In diesem Sinne geht es bei der Analyse von Diskursen immer auch um die ihnen eingeschriebenen Machtverhältnisse. Diese konstitutive machtkritische Dimension ist ein zentrales Charakteristikum der Diskursanalyse, durch die sie sich wesentlich von der Inhaltsanalyse unterscheidet. Ein weiterer Unterschied zur Inhaltsanalyse besteht darin, dass die Diskursanalyse nicht nur (und oft nicht einmal primär) auf den manifesten Inhalt der untersuchten Texte abzielt, sondern diesen immer in Bezug auf die sozialen Praktiken, die mit ihm verbunden sind, denkt. Diskursanalyse „has an analytic commitment to studying discourse as texts and talk in social practices“, wie Potter (2004, S. 203) bemerkt, und sieht die Sprache als „medium for interaction; analysis of discourse becomes, then, analysis of what people do“. Dadurch wird eine analytische Verbindung von Mikro- und (Meso- und) Makroebene möglich, die in dem von Fairclough (1992) vorgeschlagenen *Three-Dimensional Model* veranschaulicht werden kann (Abb. 2.9).

In diesem – gesellschaftskritischen – Sinn untersucht Diskursanalyse „die Struktur von gesprochenen und geschriebenen Texten hinsichtlich politisch und ideologisch hervorstechender Merkmale, welche für die (Re-)Produktion von Machtverhältnissen konstitutiv sind, häufig ohne dass es den Beteiligten bewusst ist“ (Jaworski und Coupland 1999, S. 497; siehe auch Clarke 2005, S. 186–192). Sie kann „von der Beschreibung und Interpretation von Sinnproduktionen und Sinnverstehen in spezifischen Situationen bis hin zur kritischen Analyse von Ideologien sowie dem Zugang zu Systemen der Bedeutungskonstruktion und zu Diskursnetzwerken reichen“ (Jaworski und Coupland 1999, S. 497). Konkreter noch formuliert Siegfried Jäger (2006, S. 83) die im Zentrum einer (kritischen) Diskursanalyse stehenden (mitunter recht ambitionierten) Fragen:

was (jeweils gültiges) Wissen überhaupt ist, wie jeweils gültiges Wissen zustandekommt, wie es weitergegeben wird, welche Funktion es für die Konstituierung von Subjekten und die Gestaltung von Gesellschaft hat und welche Auswirkungen dieses Wissen für die gesamte gesellschaftliche Entwicklung hat [Hervorhebung i. O.].

Die **Rahmenanalyse** (*Frame Analysis*) kann als eine spezifische Variante der Diskursanalyse gesehen werden (auch wenn einzelne Autoren sie von dieser unterscheiden),

³⁵Die folgenreiche Wirkmächtigkeit von Diskursen, die hier an einem eher subtilen Beispiel gezeigt wurde, wird nicht zuletzt bei der Untersuchung von Kriegsdiskursen überdeutlich. Siehe dazu u. a. Jarvis (2009), Hansen (2013), Ngo (2016).



Abb. 2.9 Three-Dimensional Model of (Critical) Discourse Analysis. (Modifiziert nach Lindekilde 2014, S. 204; Fairclough 1992, S. 73)

die gerade in der Politikwissenschaft große Resonanz gefunden hat.³⁶ Der an den US-amerikanischen Soziologen Erving Goffman (1974) anschließende Begriff des Rahmens verweist allgemein auf kollektive (und diskursiv vermittelte) Deutungsperspektiven, durch die ein Phänomen gesehen, mit Sinn ausgestattet und mit konkreten Handlungsoptionen verbunden wird:

Collective action frames actively close down ambiguities of interpretation of particular social phenomena by activating larger discourses or subsets of properties that situate the phenomenon in a particular light. Thus, framing becomes a particular strategic attempt to guide the activation of particular discourses and repertoires of understanding with the purpose of mobilizing consensus (Lindekilde 2014, S. 201).

Indem Handlungsrahmen zumindest implizit einen verbindlichen Wahrheitsanspruch vermitteln (und damit in Bezug auf ein Phänomen in Widerstreit mit anderen Handlungsrahmen treten können), begründen sie „a shared picture of problem and solution“ (Lindekilde 2014, S. 207). Lindekilde (2014, S. 199) folgend ist die Rahmenanalyse daher „preoccupied with how ideas, culture, and ideology are used, interpreted, and spliced together with certain situations and phenomena in

³⁶Die Rahmenanalyse lässt sich zudem gut mit der Situationsanalyse als einer aktuellen Variante der *Grounded Theory*, die in Abschn. 2.4.2 vorgestellt wird, verbinden. Siehe dazu v. a. Clarke (2012), S. 183–216.

order to construct particular ideative patterns through which the world is understood by audiences“.

Wir sind der Rahmenanalyse in diesem Kapitel bereits in der kurzen Diskussion der Studie „Constructing Threat and Appropriating ‚Civil Rights‘“ von Lio et al. (2008) begegnet, in der die Autoren die „framing strategies“ der US-Waffenlobby untersuchten. In dem dabei aufgerufenen (oder besser: konstruierten) diskursiven Rahmen erscheinen „gun rights supporters as bravely facing personal risks to take their stand, just as civil rights marchers did before them“ (Lio et al. 2008, S. 20). Dieser Anspruch ist bekanntlich mehr als umkämpft, und Bürgerrechtsbewegungen versuchen, ihm andere „counter frames“ entgegenzusetzen, in denen Waffenbesitz hoch problematisch erscheint – was wiederum zu entsprechenden Reaktionen der NRA führt und die Rahmenanalyse zu einer komplexen Untersuchung von politischen Kämpfen um diskursive Deutungshoheit macht:

Both the NRA and USE [U.S. English; eine als nationalistisch charakterisierbare politische Bewegung, die den ausschließlichen Gebrauch des Englischen im öffentlichen Diskurs der USA durchsetzen möchte; PCL] appropriate the master frame of civil rights to broaden their public appeal and to counter negative characterizations of their members and leaders. Opponents of the NRA, many of whom are liberals, characterize its members as irresponsible “gun nuts” who endanger American lives, especially within inner-city communities where homicide rates are high. Gun enthusiasts are also commonly associated with rural, southern, white racists. Similarly, opponents of USE characterize its members as “anti-immigrant” racists. In response, USE and the NRA appropriate the civil rights master frame to cast themselves as the “true” defenders of minority rights and to redefine the ACLU, liberal organizations, and the multicultural state as the real threats to American civil liberties and values (Lio et al. 2008, S. 27).

In ähnlichem Sinne wird die Rahmenanalyse in der Forschung zu sozialen und politischen Bewegungen oft zur Untersuchung der Frage eingesetzt, warum einige Bewegungen so große Resonanz finden und Mobilisierungskraft entfalten, andere dagegen nicht. Mark Sedgwick (2010) unterscheidet in seiner Studie zu den *Framing*-Aktivitäten von Al-Qaida – also den strategischen Versuchen der Organisation, sinnstiftende Wahrnehmungs- und Handlungsrahmen gesellschaftlicher Wirklichkeit zu konstruieren und medial zu vermitteln – beispielsweise drei unterschiedliche *Frames*: diagnostische, prognostische und motivationale. Er weist darauf hin, dass viele Muslime zwar den diagnostischen Frame teilen würden (dem zufolge „westlich“ orientierte Eliten den wesentlichen Grund des „Bösen“ in muslimischen Gesellschaften darstellten), aber nur wenige überzeugt wären vom prognostischen (dem zufolge es zum Jihad gegen die „crusader

alliance“ komme) oder gar motivationalen (dem zufolge der Jihad die religiöse Pflicht eines „richtigen“ Muslims sei und man sich ihm daher anschließen müsse).

Im Vergleich zur kritischen Diskursanalyse zielt die Rahmenanalyse weniger auf linguistische Feinarbeit und die unbewusste Dimension der Wirkmächtigkeit von Diskursen, sondern fokussiert auf den strategischen Einsatz von diskursiven Frames zur handlungsbegründenden und -leitenden Rahmung sozialer und politischer Phänomene.

Die Herausforderungen, die mit der Wahl der Diskursanalyse verbunden sind, gelten gleichwohl auch für die Rahmenanalyse. Eine wesentliche Herausforderung für die analytische Arbeit ist die so gut wie nie zu einem Ende kommende Dynamik und damit stete Veränderung von Diskursen:

[...] they do not stay still. Discourse-centered work emphasize the heterogeneous, multifunctional, and dynamic character of language use and the central place it occupies in the social construction of reality. [...] According to a discourse-centered framework, culture is an emergent dialogic process, historically transmitted but continually produced and revised through dialogues among its members. It is constantly open to new associations and interpretive moves (Farnell und Graham 1998, S. 412).

Die folgenden Ausführungen sollen vor diesem Hintergrund einige Hilfestellungen geben, wie Diskursanalysen in der Forschungspraxis durchgeführt werden können.

2.3.2.2 Wie funktioniert eine Diskursanalyse?

Angesichts der Vielfältigkeit von diskursanalytischen Verfahren werden im Folgenden drei unterschiedliche, jeweils an Foucaults Diskurstheorie anschließende Varianten kurz skizziert, die bei der Konzeption und Durchführung von eigenen Projekten hilfreich sein können, da sie ihr methodisches Vorgehen nachvollziehbar konkretisieren und vermitteln.

Hinsichtlich der *kritischen Diskursanalyse* führt Siegfried Jäger (2006) in Form einer „Kleinen Werkzeugkiste“ sechs Schritte zu ihrer Durchführung an:

1. Vorstellung und Begründung des Themas (der sogenannte Diskursstrang),
2. Charakterisierung der Diskursebene (z. B. Printmedien, Parlamentsdebatten, Wahlprogramme),
3. Erschließen und Aufbereiten der Materialbasis (des sogenannten Archivs),
4. Strukturanalyse: Auswertung der Materialbasis im Hinblick auf den zu untersuchenden Diskursstrang,

5. Feinanalyse von möglichst typischen Fragmenten (z. B. Analyse einer bestimmten Parteitagrede, die für eine bestimmte politische Position beispielhaft ist),
6. Gesamtanalyse des Diskursstranges durch Zusammenführung der Einzelergebnisse.

Jäger (2006, S. 106; Hervorhebung i. O.) weist dabei zurecht darauf hin, dass die Materialaufbereitung (Schritt Nr. 3) als „*Basis und Herzstück der anschließenden Diskursanalyse*“ anzusehen ist. Mit ihr steht und fällt die Qualität der Analyse. Daher ist eine gut begründete (!) Zusammenstellung des Textkorpus wesentlich. Will man zum Beispiel die diskursiven Strategien untersuchen, mit denen im medialen Diskurs zum Afghanistan-Krieg ein militärischer Einsatz legitimiert wurde, gilt es sinnvoll und nachvollziehbar festzulegen, welche Zeitungen dafür ausgewählt wurden, welcher Zeitraum bestimmt wurde, wie die einzelnen Texte (z. B. mittels Schlagwortsuche) recherchiert wurden und inwiefern (etwa bei einer sehr großen Zahl relevanter Beiträge) eine bestimmte Auswahl getroffen wurde, die dann Gegenstand der Analysen – insbesondere der Feinanalysen (Schritt Nr. 5) – wird.

Rainer Diaz-Bone (2006) verbindet in seinem Vorschlag zur Durchführung einer Diskursanalyse die Position von Foucault mit Überlegungen des französischen Soziologen Pierre Bourdieu, um die Regelmäßigkeit und die tieferen Strukturen der untersuchten diskursiven Formation besser herausarbeiten zu können. Er führt dazu sieben Schritte an:

1. Formulierung der Forschungsfrage: Ausgangspunkt ist dabei die Annahme,

dass die Entstehung von Institutionen, Denkweisen, Handlungsformen, institutionellen Umgangsformen, Gesetzen, sozialen Bewegungen, Identitäten und Konflikten sowie von anderen gut sichtbaren sozialen Phänomenen nur im Zusammenhang mit spezifischen diskursiven Praktiken zu verstehen ist. Diskursanalytische Fragestellungen versuchen zu rekonstruieren, wie der Ermöglichungszusammenhang von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken entstanden ist und oftmals auch warum er sich verändert (Diaz-Bone 2006).

2. Sondierungsphase: Hier wird geschaut, „wie das Untersuchungsfeld strukturiert ist, welche Institutionen, Akteure und Datenbestände vorliegen“. Sie dient der „Beschaffung von Informationen, die zur Feldsondierung dienen und von solchen Informationen, anhand derer die Korpuserstellung (anfangs noch provisorisch) begründet werden kann“ (Diaz-Bone 2006).

3. Provisorische Korpuserstellung und Formulierung heuristischer Fragen: Es werden die Materialien (Medientexte, Transkriptionen von Interviews etc.) zusammengestellt,

von denen theoretisch gestützt behauptet werden kann, dass sich eine einheitliche Wissensordnung vorfinden und sich deshalb ein kohärentes Regelsystem rekonstruieren lässt. Vorbereitet werden kann die folgende Analyse durch die Entwicklung eines Systems von heuristischen Fragestellungen, die auf die Elemente der diskursiven Formation einführen und den ‚analytischen Blick‘ sensibilisieren helfen sollen (Diaz-Bone 2006).

4. Oberflächenanalyse: Sie sucht nach den im Sprachfluss auftretenden „Objekten“, Begriffen, thematischen Wahlen und Strategien: „Welche wiederkehrenden Thematisierungen, Problematisierungen finden sich? Wie treten Sprecher auf, was sind die Modalitäten der Argumentation?“ (Diaz-Bone 2006). Die heuristischen Fragestellungen sind als theoretisches Raster für das Auffinden relevanter Textstellen zu verstehen.
5. Beginn der Rekonstruktion der diskursiven Beziehungen: Es wird auf erste Regeln der Aussagen geschlossen. Dafür sind folgende Leitfragen hilfreich: „Was findet sich „regelmäßig“ als Problematisierung als Kategorie, als Bewertung? Welche Verknüpfungen finden sich, welche Oppositionen werden ins Spiel gebracht? [...] Sind die gefundenen Elemente der diskursiven Formation ausreichend belegt?“ (Diaz-Bone 2006). Bei Bedarf ist der Textkorpus zu erweitern.
6. Fertigstellung der Rekonstruktion: Die weitere Vernetzung der Diskurselemente, durch die ein Schluss auf die unterliegende Organisation der Oppositionen und Schemata möglich ist, orientiert sich u. a. an folgenden Leitfragen:

Welche impliziten Klassifikationsprinzipien lassen sich nach und nach erschließen? Lassen sich die gefundenen Oppositionen und Klassifikationen hierarchisch organisieren? Gibt es fundamentale Schemata? Anhand welcher fundamentalen Oppositionen sind die Elemente der diskursiven Formation angeordnet? (Diaz-Bone 2006).

7. Ergebnisaufbereitung und Rückbezug: Sie zielt auf die Darstellung der herausgearbeiteten Wissensordnung und eine interpretative Verknüpfung der gewonnenen Ergebnisse zur diskursiven Praxis mit nicht-diskursiven Praxisformen: „Was bedeuten die Befunde über die Diskursordnung und die Regeln der diskursiven Praxis für den Ermöglichungszusammenhang von diskursiven und nicht-diskursiven (institutionellen) Praktiken (Dispositivanalyse)? Wie stehen verschiedene Diskurse in Beziehung zueinander und wie ist das Verhältnis von Spezialdiskursen und Interdiskursen zu denken (Interdiskursanalyse)?“ (Diaz-Bone 2006).

Als dritte Variante möchten wir auf einen Vorschlag von Maarten Hajer verweisen, der die *Diskursanalyse als Instrument der Policy-Forschung* zu einem integrativen Ansatz erweitert. Er geht darin insofern über Diskursanalyse als Methode der Auswertung von vorliegendem Material hinaus, dass er die gezielte Führung von Interviews mit Methoden der Datenerhebung und -auswertung systematisch verbindet. Dazu führt er drei „Tools“ an, die die Identifizierung von Diskursen im Forschungsmaterial anleiten sollen:

- *Metaphern* bestehen in der Regel aus Phrasen, die wenige Worte umfassen, die die Kernidee des untersuchten Diskurses symbolisieren (z. B. „Klimawandel“). Sie erfüllen die Funktion, „einen Sachverhalt oder eine Kausalitätsannahme bildlich zu verdeutlichen und im Bewusstsein der Policy-Akteure zu verankern“ (Blatter et al. 2007, S. 101).
- Handlungsfäden (*story lines*) nutzen diese Metaphern und bilden eine Art narrativer „short-hand form“ des Diskurses, die die Akteure in ihrer Kommunikation nutzen, um „in der Policy-Debatte Verbindungen zwischen einzelnen Argumenten und Sachverhalten her[zustellen] und [...] die Verdichtung einer komplexen Problemmaterie auf einzelne Begriffe oder Leitsätze möglich“ (Blatter et al. 2007, S. 101) zu machen:

Story lines are defined as (crisp) generative statements that bring together previously unrelated elements of reality. The main function of story lines is that these short narratives help people to fit their bit of knowledge, experience or expertise into the larger jigsaw of a policy debate (Hajer 2003b, S. 104).

- Diskurskoalitionen (*discursive coalitions*) versteht Hajer als „a group of actors that, in the context of an identifiable set of practices, shares the usage of a particular set of story lines over a particular period of time“ (Hajer 2005, S. 302, Hervorhebung i. O.).

Darüber hinaus sieht Hajers Vorschlag die Untersuchung des Policy-Vokabulars vor, der wissenschaftlichen Ansätze und Erklärungsmodelle, die die Policy-Akteure zur Legitimation ihrer Vorschläge und Sichtweisen heranziehen. In dem Vorgängerlehrbuch *Qualitative Politikanalyse* wird dazu ausgeführt:

Häufig werden beispielsweise in der Umweltpolitik wissenschaftliche Ansätze aus der Biologie oder Umweltforschung eingesetzt, um das Policy-Problem zu erschließen und Gestaltungsvorschläge abzusichern. Die dritte Schicht der epistemischen Grundüberzeugungen betrifft demgegenüber noch grundlegendere, unhintergehbare und kaum offen zugestandene Leitbilder und Denkstrukturen, die bei der Wahrnehmung

eines Problems und bei der Reflexion über Problemlösungen zum Tragen kommen. Am Beispiel der Umweltpolitik lassen sich unterschiedliche Grundüberzeugungen in der Perspektive aufweisen, wie die Umwelt als Gegenstand gesehen wird, nämlich entweder als schützenswertes Gut, das vor weiterer Veränderung oder Zerstörung bewahrt werden muss (nature conservation) oder aber als entwicklungsfähiger Lebensraum, der mit anderen Lebensräumen in Beziehung steht und dessen Stellung in ökologischen Netzwerken neu austariert oder gestärkt werden muss (nature development)... (Blatter et al. 2007, S. 101).

Die Nutzung dieser konkreten Analyseorientierungen ist in ein allgemeineres Modell zur Durchführung von Diskursanalysen eingebettet, das zehn Stufen umfasst (Abb. 2.10).

Mit Hajers Vorschlag liegt damit ein insbesondere für Policy-Analysen vielversprechender diskursanalytischer Ansatz vor, der es erlaubt, die wesentlichen Argumentations- und Konflikt narrative in einem zu untersuchenden Diskurs regelgeleitet zu rekonstruieren (siehe dazu auch Hewitt 2009).

1. Desk Research – a first chronology and first reading of events
2. 'Helicopter Interviews' – to gain an overview from different perspectives
3. Document Analysis – to identify story lines and metaphors, and the sites of discursive struggle
4. Interviews with key players – to enable the researcher to construct the interviewee discourses and the shifts in recognition of alternative perspectives
5. Sites of argumentation – search the data to account for the argumentative exchange
6. Analyse for positioning effects – to show how people, institutions or nation-states get caught up in an interplay
7. Identify key incidents – to understand the discursive dynamics and the outcomes
8. Analysis of practices in particular cases of argumentation – by going back to the data to see if the meaning of what is said can be related to the practices in which it was said.
9. Interpretation – come up with an account of the discursive structures, practices, and sites of production
10. Second visit to key actors – respondents should recognise some of the hidden structures of language.

Abb. 2.10 Schritte der Durchführung einer Diskursanalyse. (Hewitt 2009, S. 12; modifiziert nach Hajer 2006, S. 73 f.)

2.3.3 Hermeneutische Verfahren

2.3.3.1 Was sind hermeneutische Verfahren (und wofür sind sie gut)?

Hermeneutik (griech. *hermēneúein* = deuten, auslegen) lässt sich allgemein als Kunst, Theorie und Methode der Auslegung von Texten verstehen. Die begriffliche Trias verweist darauf, dass hermeneutische Methoden zur Interpretation von Texten auf einer komplexen (Erkenntnis-)Theorie des Verstehens basieren und – bei allem Bemühen um Systematik und Regelmäßigkeit – ein Moment der (erlernbaren) Kunst (im Sinne der doppelten Bedeutung von *téchne* als Kunst und Technik) innewohnt. Friedrich Schleiermacher, einer ihrer modernen Begründer, nannte sie nicht zufällig eine „Kunstlehre des Verstehens“. In der neueren US-amerikanischen Diskussion interpretativ-hermeneutischer Methoden wird diese Konnotation mitunter als „Dance of Interpretation“ (Miller und Crabtree 1999) aufgenommen.

Die Geschichte hermeneutischen Textverstehens lässt sich von der antiken Philosophie über die christlich-theologische Auslegung der Heiligen Schrift bis zur systematischen Neubegründung der Geisteswissenschaften durch Wilhelm Dilthey, der im 19. Jahrhundert die bis heute prägende Unterscheidung zwischen Erklärung und Verstehen stark gemacht hat, und die ebenfalls bis heute an Universitäten gelehrt juristische Auslegung von Gesetzestexten zurückverfolgen. Mit Martin Heidegger, Hans-Georg Gadamer und Jürgen Habermas können einflussreiche deutsche Philosophen der (in unterschiedlicher Weise ausgelegten) Tradition der Hermeneutik zugeordnet werden. In ihrem sozialwissenschaftlichen Verständnis wurde sie maßgeblich von Hans-Georg Soeffner (2005, S. 165) geprägt:

Verstehen können wir jenen Vorgang nennen, der einer Erfahrung Sinn verleiht. Fremdverstehen können wir jenen Vorgang nennen, bei dem wir einer Erfahrung den Sinn verleihen, dass sie sich auf ein Ereignis in der Welt bezieht, dem Alter Ego bereits einen Sinn verliehen hat.

Fremdverstehen wird hier als eine Deutung einer Deutung (eines Ereignisses, einer Situation, einer Handlung etc.) verstanden. Im Alltag geschieht dies zumeist intuitiv und automatisch, indem wir über die Zeichen (sprachliche Zeichen, Gesten, Mimik, aber auch Kleidung etc.), die wir vom Anderen wahrnehmen, Rückschlüsse auf das ziehen, was er denkt, meint, fühlt, will usw. – und darauf bezogen reagieren. In der Regel ist dies auch „erfolgreich“, insofern wir qua Sozialisation oder Lernprozess einen gemeinsamen Sinnhorizont teilen. Der *sozialwissenschaftlichen Hermeneutik* geht es nun um eine intersubjektiv nachvollziehbare Rekonstruktion dieser

Deutungsprozesse; sie „zielt auf die Erkenntnis der Konstitutionsbedingungen für ‚Wirklichkeit‘, auf die Entzauberung gesellschaftlicher Konstruktionen“ und soll die untersuchten Phänomene „sinnentsprechend, problemadäquat und logisch konsistent rekonstruieren und es dadurch ermöglichen, sie [...] sowohl ‚sinnadäquat‘ zu verstehen als auch ‚kausaladäquat‘ zu erklären“ (Soeffner 2005, S. 168).

Bei diesem Deutungsvorgang spielt der sogenannte „hermeneutische Zirkel“ eine wichtige Rolle. Darunter wird zum einen die Annahme verstanden, dass wir bei der Interpretation etwa eines Interviewtextes bereits ein grundlegendes Vorverständnis des Sinnes dieses Textes besitzen, da wir uns „empirisch immer schon in einer von anderen vorinterpretierten Welt“ (Soeffner 2005, S. 166) befinden. Das hat zwei Folgen für das methodische Vorgehen: Erstens setzen „sinnadäquate“ Deutungen voraus, dass die Interpreten kompetente Mitglieder der untersuchten Sinn- und Interaktionsgemeinschaft sind (vgl. Reichertz 2016), also in gewissen Sinn schon „wissen“, welcher Sinn in dem Interviewtext steckt. Zweitens müssen wir uns zugleich unserer selbstverständlichen Vorannahmen bewusst werden und versuchen, diese zunächst ein- oder auszuklammern, also möglichst „naiv“ an den Text herangehen.³⁷ Der hermeneutische Zirkel bezieht sich zum anderen auf die Notwendigkeit, die (interpretierten) Teile (das „Besondere“) mit dem umfassenderen Ganzen (dem „Allgemeinen“) in Beziehung zu setzen. Forschungspraktisch heißt das beispielsweise: Die Deutung von Interviewsequenzen muss nicht nur im empirischen Material nachvollzogen werden können, sondern muss immer wieder rückgebunden werden an eine Gesamtdeutung des Interviews, die wiederum (quasi zirkulär) den (Be-)Deutungsrahmen für die Interpretation der einzelnen Sequenzen gibt, bis sich am Ende ein stimmiges Bild ergibt, in dem sich Einzeldeutungen widerspruchsfrei in die Gesamtdeutung fügen. In diesem Sinne sind hermeneutische Verfahren wesentlich abduktiv. Sie zielen weder auf eine deduktive Testung von Hypothesen, noch eine induktive Generierung von Thesen, sondern stellen von ihrem logischen Anspruch her eine Form des hypothetischen Schließens, eine Erweiterung der Erkenntnis im Wechselspiel zwischen der empiriebasierten Aufstellung von ad-hoc-Hypothesen und ihrer Überprüfung am empirischen Material dar (vgl. Reichertz 2003).

³⁷Beides ist nicht unproblematisch. Denn was genau ist ein „kompetentes“ Mitglied? In Bezug auf Deutungen von Texten aus „fremden“ Kulturen scheint die Frage noch relativ leicht zu beantworten; angesichts von Prozessen der Globalisierung und forcierter Individualisierung (in der „westlichen“ Welt) ist die Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zu einer „Sinn- und Interaktionsgemeinschaft“ alles andere als einfach anzugeben. Und wie eine möglichst umfassende Einklammerung von Vorannahmen jenseits des Hinweises auf eine selbstreflexive Forschungshaltung praktisch möglich sein soll, bleibt ebenso offen.

Diese – etwas grobe – Skizzierung lässt erahnen, warum Hermeneutik als „Kunstlehre“ begriffen wird: Es bedarf einer meist längeren und angeleiteten Einübung in die Praxis hermeneutischer Interpretationsarbeit. Dies geschieht oft im Rahmen von Interpretationsgruppen, in denen gemeinsam – vielfach mit „erfahrenen“ Forschern – empirisches Material gedeutet wird. Der kollektive Rahmen der Deutungsarbeit hat sowohl eine sozialisierende Funktion als auch eine systematische Bedeutung. Dem Vorwurf eines bloß subjektiven Aktes des Hineindeutens von irgendeinem Sinn soll durch einen nachvollziehbaren und regelhaften Prozess der intersubjektiven Aushandlung des im Text steckenden „tieferen“ Sinns begegnet werden. Die damit verbundene Annahme, dass sich in diesem Aushandlungsprozess die „beste“ Deutung durchsetzt, übersieht gleichwohl, dass es auch (und vielleicht gerade) in erfahrenen Interpretationsgruppen – nicht zuletzt statusbedingte – Deutungsmachtunterschiede gibt und Gruppendynamische Prozesse dazu führen können, dass nicht unbedingt das beste Argument obsiegt.

Hermeneutische Verfahren sind in der Regel am Einzelfall (und das heißt hier v. a.: am einzelnen Interview, der einzelnen Gruppendiskussion, dem einzelnen Textdokument) orientiert. Angesichts der sehr kleinteiligen und extrem aufwendigen Deutungsarbeit, gerade wenn sie in der Gruppe erfolgt, muss sie das auch sein. In Bezug auf die objektive Hermeneutik als spezifisches hermeneutisches Verfahren etwa, vermerkt Jo Reichertz (2005, S. 516) treffend, dass sie voraussetzt, „den im Alltag stets und überall herrschenden und den Prozess der Sinnexplikation stets vorzeitig abschneidenden Handlungsdruck aufzulösen, sprich: sich bei der Analyse sehr viel Zeit zu nehmen“. In der Forschungspraxis wird diese Analyse meist sequentiell vorgenommen: Sequenz für Sequenz eines Textes (eines Interview- oder Gruppendiskussionstranskriptes, von Reden oder Zeitungsartikeln) wird interpretiert und im Sinne des hermeneutischen Zirkels wird diese Interpretation wieder am Material überprüft und auf die Gesamtdeutung bezogen. Eine Sequenz kann dabei ein Satz oder nur ein Satzteil oder ein mehrere Sätze umfassender Sinnabschnitt o. ä. sein. Die Analyse schreitet so systematisch Satz für Satz voran. In dieser Hinsicht spricht man auch von sequenzanalytischen Verfahren.

Die Fokussierung auf Einzelfallanalysen hat indes auch einen theoretischen Hintergrund: Da der untersuchte besondere Text als Teil eines allgemeinen soziokulturellen Ganzen angesehen wird, erlaubt die Analyse, über ihn hinausgehende Strukturmomente dieses Ganzen im Besonderen zu rekonstruieren; pointiert gesagt: in dem einzelnen Fall ist die ganze „Welt“ (als ihn ermöglichende Sinn- und Interaktionswelt) enthalten – zumindest in dieser Perspektive. Unter dieser Annahme sind größere qualitative Studien mit zahlreichen Interviews zur Generierung einer empiriegestützten These gar nicht notwendig. Es genügen regelmäßig wenige Einzelfälle: Die aus einem Fall herausgearbeitete Sinnstruktur des

Textes (die sich auf soziokulturelle Bedeutungsstrukturen bezieht) kann in einem zweiten Fall überprüft werden und sollte sich auch dort, wenn die hermeneutische Arbeit gelungen ist, zeigen. Daher ist die hermeneutische Arbeit i.d.R. auf wenige Fälle fokussiert.

Wie kann man sich dies in der Forschungspraxis vorstellen? Eine hermeneutische Analyse eines Programms einer rechtspopulistischen Partei beispielsweise wäre darauf ausgerichtet, nicht bloß die darin mehr oder weniger explizit aufscheinenden Ressentiments (etwa gegen „Ausländer“) herauszuarbeiten, sondern darin sich zeigende gesamtgesellschaftliche Vorurteilsstrukturen deutlich zu machen. So haben David Bebnowski und Lisa Julika Förster (2014, S. 6) in einer Studie anhand einer hermeneutischen Analyse von neun Interviews (was schon eine große Anzahl ist für hermeneutisch verfahrenende Arbeiten) mit Erstunterstützern der Alternative für Deutschland (AfD) diese als „spezifisch deutsches Phänomen während der schwelenden Eurokrise“ und die Rolle der Ökonomen für den Erfolg der Partei im Kontext eines „Wettbewerbspopulismus“ gedeutet.

Innerhalb der hermeneutischen Verfahren steht eine große Bandbreite von spezifischen Methoden und Vorschlägen zur Deutungspraxis zur Verfügung, die von der objektiven Hermeneutik (die im deutschsprachigen Raum über zwei, drei Jahrzehnte bedeutsam war, aber international kaum Resonanz fand) über die dokumentarische Methode (das heute, zumindest im deutschsprachigen Raum wohl etablierteste hermeneutische Verfahren) bis hin zu tiefenhermeneutischen Verfahren (die teilweise auch psychoanalytisch fundiert und damit theoretisch voraussetzungsvoll sind) reichen. Dennoch sind Studien, die eher vage darauf rekurren, beispielsweise Interviews „hermeneutisch ausgewertet“ zu haben, eher die Regel als die Ausnahme. In der kritischen Lektüre hermeneutische Verfahren nutzender Studien gilt es daher im Besonderen auf die in Abschn. 2.1 angeführten Gütekriterien zu achten.

Von ihrem Anspruch her sind hermeneutische Verfahren auf jegliche soziale Äußerungsformen anwendbar, die in Textform vorliegen (wobei in einem post-strukturalistischen Verständnis auch Bilder, Videos, Artefakte etc. „Texte“ sein können): Interview- und Gruppendiskussionstranskripte, Redebeiträge und Autobiografien von Politikern, Programme von Parteien, Verfassungen von Staaten, Zeitungsartikel, Medienbilder von Gipfelkonferenzen, Propagandavideos fundamentalistischer Bewegungen und so weiter. Ob es jeweils Sinn macht, bestimmte Texte einer hermeneutischen Analyse zu unterziehen – etwa Experteninterview, die geführt wurden, um bestimmte Informationen zu einem Thema zu erhalten (und nicht, einen dahinter „versteckten“, „tieferen“ Sinn darin zu finden) –, ist indes von Fall zu Fall zu entscheiden und zu begründen. Darüber hinaus gilt es abzuschätzen, ob der hermeneutische Aufwand den interpretativen Ertrag jeweils rechtfertigt.

2.3.3.2 Wie funktionieren hermeneutische Verfahren?

Vor dem Hintergrund des bislang Ausgeführten sollte die Schwierigkeit einer kurzen Darstellung der Durchführung einer hermeneutischen Deutungsarbeit in einem Lehrbuch offensichtlich sein. Wenn Hermeneutik als Kunstlehre verstanden wird, die z. T. langjähriger Einübung bedarf, dann lassen sich Regeln für ihre Umsetzung nicht so einfach angeben. Hinweisen möchten wir daher zunächst auf vorliegende Lehrbücher zu spezifischen Verfahren, die in diese anwendungsbezogenen und mit vielfältigen Beispielanalysen einführen. Hier bietet sich u. a. die in den letzten Jahren an Popularität gewinnende und mittlerweile theoretisch wie methodologisch gut fundierte dokumentarische Methode an, auf die im Kontext der Vorstellung der Gruppendiskussion hingewiesen wurde. Ihr geht es wesentlich um eine Rekonstruktion des impliziten, handlungsleitenden Erfahrungswissens der Akteure, etwa kollektiver Orientierungsmuster. In dieser Hinsicht hat sie sich beispielsweise in der Organisationskulturforschung bewiesen. Auch sie verfährt sequenzanalytisch, jedoch stark selektiv (und erscheint damit auch für studentische Qualifizierungsarbeiten handhabbar): Es werden die für die Beantwortung der Forschungsfrage wichtigen Sequenzen (eines Interviews, einer Gruppendiskussion o. ä.) ausgewählt und in mehreren Schritten (z. B. formulierende und reflektierende Interpretation) analysiert.³⁸ Die dokumentarische Methode ist nicht auf Einzelfälle fokussiert, sondern ermöglicht das Arbeiten mit für hermeneutische Verfahren größeren Stichproben (zehn bis zwanzig Interviews sind i. d. R. gut machbar), insbesondere auch zur Erstellung von Typologien anhand fallvergleichender Analysen.

Zur Einführung in die dokumentarische Methode zu empfehlen sind beispielsweise die Bücher von Bohnsack et al. (2013), Nohl (2013) und Przyborski (2004), für Video- und Filminterpretation mit der dokumentarischen Methode auch der Sammelband von Bohnsack et al. (2014). Als gelungenes Beispiel einer

³⁸Die formulierende Interpretation zielt auf eine zusammenfassende Rekonstruktion dessen, *was* etwa in einem Interview gesagt wurde (der sogenannte Ausdruckssinn), in der reflektierenden Interpretation geht es darum herauszuarbeiten, *wie* etwas thematisiert und ausgehandelt wird (den sogenannten Dokumentsinn, der der Methode auch den Namen gab), was Rückschlüsse eben auf jene oft nicht bewussten Wahrnehmungs- und Orientierungsrahmen und letztlich auch die Handlungspraxis erlaubt. Bohnsack (2011, S. 40) fasst das prägnant zusammen: „Die Analyseverfahren der dokumentarischen Methode eröffnen einen Zugang nicht nur zum reflexiven oder theoretischen, sondern auch zum handlungsleitenden Wissen der Akteure und somit zur Handlungspraxis. Die Rekonstruktion der Handlungspraxis zielt insbesondere auf das dieser Praxis zugrunde liegende habitualisierte und z.T. inkorporierte Orientierungswissen, welches dieses Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn strukturiert“.

politikwissenschaftlichen Anwendung der dokumentarischen Methode ist auf die 2016 unter dem Titel *Migranten in der Politik* erschienene Doktorarbeit von Damir Softic hinzuweisen, in der er anhand von 13 Interviews mit Bundestagsabgeordneten mit Migrationshintergrund (und fallkontrastiv weiteren fünf Interviews mit biodeutschen Abgeordneten) untersuchte,

wie es diese Gruppe von politischen Akteuren [...] trotz der ungünstigen Ausgangsbedingungen des Migrationskontextes und anderen institutionellen Schwierigkeiten und Barrieren geschafft hat, einen politischen und sozialen Aufstieg zu realisieren: Was waren die begünstigenden Faktoren, Motivationen und Potentiale im politischen und sozialen Aufstiegsprozess und was für Widrigkeiten und Hindernisse gab es, die sie auf ihrem politischen und sozialen Aufstiegsweg überwinden mussten? (Softic 2016, S. 158)

Im Sinne einer Aneignung von interpretativen Kompetenzen im und durch das Lesen empirisch-qualitativer Studien hoffen wir, mit diesem kurzen Anriss einen Anreiz gegeben zu haben, sich in diese Studie (oder ähnliche Studien) einzuarbeiten. An einer anderen Studie etwa lässt sich das sequentielle Vorgehen bei der Interpretation gut nachvollziehen, das im Folgenden zumindest angedeutet werden soll. Es handelt sich um den Beitrag „Demokratie in Zeiten gesellschaftlicher Unternehmensverantwortung“, in dem Christian Zeller (2013) mit der Objektiven Hermeneutik gearbeitet hat. In dieser spezifischen Variante der – wesentlich von Ulrich Oevermann entwickelten – sozialwissenschaftlichen Hermeneutik geht es um eine am Material nachprüfbare Rekonstruktion der darin enthaltenen sogenannten objektiven Sinn- und Bedeutungsstruktur (siehe z. B. Oevermann et al. 1979; Oevermann 2013). Wie geschieht das konkret? Erstens handelt es sich stets um Einzelfallanalysen; Ziel ist die Beschreibung allgemeiner und einzelfallspezifischer Strukturgesetzmäßigkeiten (die gleichwohl über den Einzelfall hinausweisen). Zweitens stellt die Sequenzanalyse jedes einzelnen Interaktionsbeitrages das Herzstück der objektiven Hermeneutik dar: Jede Sequenz wird „Zug um Zug, ohne vorab den inneren oder äußeren Kontext der Äußerung zu explizieren“ (Reichert 2005), gedeutet. Das heißt: Die Analyse beginnt mit der ersten Äußerung (dem ersten Wort oder Satz eines Interviews etwa), ohne vorab irgendwelche Kontextinformationen (wer der Interviewpartner genau ist, welche Informationen er über das Projekt hatte, wo das Interview stattfand, in welchem Setting usw.) zur Interpretation heranzuziehen. Dabei wird die Äußerung in ihrem Bedeutungsumgang expliziert, also all das, was damit konnotativ oder assoziativ verbunden sein kann, diskutiert, um zu möglichst „scharfen“ Thesen (oder zumindest signifikanten Fragen) zu gelangen, welche objektive Bedeutungsstruktur sich darin zeigen könnte. In dem genannten Beitrag von Zeller (2013) geht die Deutungsarbeit von

der Eingangsäußerung eines Diskutanten in einer Gruppendiskussion aus: „*Zu einem anderen Kapitel wurde folgendes gesagt, ist mangelnde Führung. Führung fehlt.*“ Zeller deutet diese Äußerung wie folgt:

Was ist Führung? Führung hat eine irreduzibel personell-subjektive Komponente. Ein 'System' oder ein 'struktureller Zusammenhang', ein 'Kontext' o. ä. lässt sich nicht führen, höchstens 'steuern'. Umgekehrt kann ein 'System' oder ähnliches ebenfalls nicht 'führen'; nicht nur der Geführte, sondern auch der Führende ist ein natürliches Subjekt oder wird als subjektanaloge Einheit gedacht. Geführt werden entweder einzelne oder mehrere Personen bis hin zu ganzen Bevölkerungen. Im Falle der Führung einer Masse wird diese als ein zu führendes Individuum aufgefasst. In seiner Schrift „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ spricht Freud davon, dass eine Masse sekundär die Eigenschaften eines Individuums erwerben könne, sofern es nicht über ein zu hohes Maß an interner Differenzierung verfügt und damit seinen Charakter als Quasi-Subjekt verliert (Freud 1974a, S. 108). Wenn ein Unternehmer ein Unternehmen 'führt', dann richtet er sein Augenmerk auf die Organisation *als Ganze*, die – das ist das nächste Moment von Führung – auf einen *Zweck* hin ausgerichtet wird. Unabhängig davon, ob ein Blinder oder ein Unternehmen 'geführt' wird – ohne Ziel, ohne schwierige Passage, die überwunden, ohne Gewinnziel das erreicht werden soll, existiert keine Führung. Ein drittes Merkmal von Führung besteht in der Unterstellung, dass der Geführte ohne die entsprechende Führungsgewalt mit einer nicht optimalen Ausrichtung zur Realisierung des anzustrebenden Zweckes agiert. Damit haben wir nun genauer vor Augen, woran es dem Sprecher zufolge 'mangelt': an (quasi-)personenbezogener und zweckgerichteter Führung. Der angesprochene 'Mangel' bezieht sich auf das Bedürfnis eines Wesens, das gleichsam aus sich heraus ein Sollen darüber zum Ausdruck bringt, was es zur Aufrechterhaltung eines bestimmten gewünschten Zustandes benötigt. Interessant scheinen für die Anschlussäußerungen folgende Fragen: Was ist das Bedürfnis, das der Sprecher unterstellt, um einen 'Mangel' an Führung zu konstatieren? Und: Was ist das Ziel der Führung?

Sprachtheoretisch liegt diesem Vorgehen die Annahme zugrunde, dass jede Äußerung in sich alle möglichen Anschlüsse für Folgeäußerungen enthält und sich somit die These, die aufgestellt wird, anhand der nächsten Äußerung überprüft werden kann. Jede Äußerung eröffnet einen (begrenzten) Spielraum an möglichen (also sinnhaften) Anschlussäußerungen. Die Deutung der nächsten Sequenz erfolgt immer vor dem Hintergrund der Analyse der vorangegangenen. Es darf streng genommen keine Sequenz ausgelassen oder bei der Deutung einer Sequenz auf eine darauf folgende (also etwa spätere Interviewaussagen) zurück- bzw. vorgegriffen werden. Hier zeigt sich ein drittes Merkmal der Deutungsarbeit der objektiven Hermeneutik: die Orientierung am Prinzip der Falsifikation. Die Aufstellung von möglichst „scharfen“ Thesen, die sich falsifizieren lassen, verspricht im Fall der Nicht-Falsifizierung möglichst großen Erkenntnisgewinn. Im Laufe

der sequentiell erfolgenden Deutung werden fortlaufend Thesen gebildet, widerlegt, modifiziert, differenziert, bis am Ende des Textes, das das Ende der Deutungsarbeit bedeutet, die latente Sinnstruktur offengelegt ist. Falsche Deutungen wurden eliminiert, es bleibt im Idealfall nur die eine richtige übrig.

Eine hermeneutische Analyse jedweder Provenienz im Rahmen von studentischen Qualifizierungsarbeiten sollte jedoch gut überlegt sein. Angesichts des theoretisch und methodologisch Voraussetzungsreichen sowie des extrem Zeit- und Arbeitsaufwendigen vieler Verfahren bietet sich eine hermeneutische Auswertungsmethode nur an, wenn eine fundierte Einführung erfolgt (und diese nicht im Selbststudium geschehen müsste) und fachkundige Betreuung gewährleistet ist, evtl. auch Interpretationsgruppen zur gemeinsamen Arbeit am empirischen Material und zum Austausch von Forschungserfahrungen genutzt werden können.

2.4 Integrative Ansätze

Bisher wurden die Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung separat voneinander vorgestellt. Die Unterscheidung ist im Sinne eines sozialwissenschaftlichen „sauberen“ und nachvollziehbaren empirischen Arbeitens unverzichtbar.

Zugleich sind viele der Einzelmethoden sinnvoll miteinander kombinierbar (einige jedoch auch nicht), auch wenn sie in der Regel nicht fest aneinander gebunden sind. So lässt sich ein narrativ generiertes Interview je nach Forschungsinteresse und konkreter Forschungsfrage mit allen drei der hier angeführten Verfahren der Datenanalyse angehen. Beobachtungsprotokolle hermeneutisch auszuwerten macht indes zumeist wenig Sinn. In eine Diskursanalyse kann sämtliches kommunikativ erzeugtes Material und anderweitig nicht-reaktiv gesammeltes Material wie Zeitungsberichte, Fernsehbeiträge, Flyer und Plakate eingehen, mit Beobachtungen ist das schon etwas voraussetzungsreicher. Die Beispiele lassen sich fortsetzen.

Im Folgenden werden zwei Ansätze präsentiert, die sich als integrativ fassen lassen, da sie Datenerhebung und -auswertung systematisch miteinander verschränken und auch mehrere Einzelmethoden, insbesondere der Gewinnung von Daten, beinhalten können. In dieser Hinsicht sind es nicht einfach spezifische Methoden, sondern methodologisch begründete Forschungsstile, die in der qualitativen Sozialforschung weit verbreitet sind und sich in politikwissenschaftlichen Studien vielfach bewährt haben.

Die *Ethnographie* (Abschn. 2.4.1) stellt eine wesentliche Erweiterung der bereits besprochenen teilnehmenden Beobachtung dar, in der diese durch Methoden des

informellen und formellen Interviews und der Sammlung von Dokumenten ergänzt wird und die Beschreibung „kleiner Lebenswelten“, also spezifischer Kulturen in der eigenen Gesellschaft zum Ziel hat. Mit der *Grounded Theory* wird ein integrativer Ansatz vorgestellt, der sich in den letzten Jahrzehnten zum dominierenden in der qualitativen Sozialforschung entwickelt hat und darauf abzielt, eine in der Empirie begründete Theoriebildung zu gewährleisten, die über spezifische Elemente wie dem Prinzip des permanenten Vergleichs, dem theoretischen Sampling und einem mehrstufigen Codieren ermöglicht werden soll. Mit der Situationsanalyse wird auf eine postmoderne Variante der Grounded Theory hingewiesen, die nicht zuletzt durch visualisierende Analysetools, sogenannte *Maps*, für politikwissenschaftliche Forschung vielversprechend erscheint.

Auf zwei weitere innovative integrative Ansätze sei an dieser Stelle lediglich kurz verwiesen, da diese zwar in bestimmten Bereichen der interpretativen Forschung zunehmend Resonanz finden, in der Politikwissenschaft bislang aber eher randständig erscheinen: *Partizipative Ansätze* zielen darauf ab, Forschung zusammen mit den Akteuren im Feld als mitbestimmende Forschungspartner zu betreiben (was weitreichende Folgen für die Identifikation der Forschungsfrage, die Wahl und Entwicklung des methodischen Vorgehens und die Deutungshoheit über die Erkenntnisse hat). *Indigene Ansätze und Methodologien* nehmen die postkoloniale Kritik an der Dominanz „westlicher“ Ansätze und Methoden ernst und loten Möglichkeiten dekolonisierender Wissensproduktion aus, die sich mitunter nur noch begrenzt mit den in Kap. 1 entfalteten forschungsphilosophischen Grundlagen verstehen lassen (siehe dazu z. B. Lavallée 2009; Kovach 2012; Smith 2012).

2.4.1 Ethnographie

Ethnographie (altgriech. *éthnos* = „fremdes Volk“ und *graphé* = „Schrift“) ist ein aus der Ethnologie und Anthropologie kommender und dort nach wie vor dominierender Forschungsansatz, der sich ursprünglich auf das Studium „fremder“ Völker bezogen hat. Auch in der empirischen Sozialforschung hat er von Beginn an eine wichtige Rolle gespielt. So enthielt die klassische *Marienthal-Studie* zur Untersuchung der Folgen langanhaltender und kommunal weit verbreiteter Arbeitslosigkeit in dem niederösterreichischen Ort gleichen Namens zu Beginn der 1930er Jahre (Jahoda et al. 1933) deutliche ethnographische Elemente. In dieser Hinsicht werden mit ethnographischen Studien in den Sozialwissenschaften oft sogenannte „kleine Lebenswelten“ untersucht: spezifische (z. B. ethnische, Alters- oder politische) Gruppen, soziale oder sozialräumliche Milieus (z. B.

eines bestimmten Stadtteils, einer Kommune), Organisationen (z. B. Unternehmen, Parteien) oder soziale und politische Praxiszusammenhänge (z. B. naturwissenschaftliche Forschung im Labor, die Verfertigung von Gesetzesvorlagen im parlamentarischen Abstimmungsprozess oder Anhörungen in Asylanhörungsverfahren). Ausdruck der zunehmenden Bedeutung, die Ethnographie in der qualitativ orientierten Politikwissenschaft seit etwa Mitte der 2000er Jahre gewonnen hat, ist das 2017 in der Zeitschrift *PS: Political Sciences & Politics* veröffentlichte Symposium „Ethnography and Participant Observation: Political Science Research in this ‚Late Methodological Moment““ (siehe dazu Schwartz-Shea und Majic 2017), in dem renommierte Ethnographen aus der Disziplin einen differenzierten Überblick über den aktuellen Stand ethnographischer Forschung geben.

Wie wird Ethnographie in der Politikwissenschaft demnach verstanden? Evelyn Brodtkin (2017, S. 131) grenzt in ihrem Beitrag zu dem genannten Symposium Ethnographie recht allgemein gegen andere methodische, gerade auch qualitative Verfahren in der Politikwissenschaft ab, indem sie auf deren Kontextbezogenheit verweist, die politisches Handeln in „real-life settings“ beforschbar macht:

To put the matter succinctly, ethnographic approaches build on the premise that people do not function in a vacuum; their modes of thought and behavior develop in interaction with their real world environment. Ethnography offers tools of inquiry that are particularly well-suited to research that seeks to contextualize political behaviors and beliefs and examine the processes through which they are shaped and expressed in real-life settings.

Die Komplexität von derart perspektivierten „real world environments“ und „real-life settings“ lässt sich monomethodisch kaum angemessen erfassen und untersuchen, weshalb sich ethnographische Forschung einer Vielzahl unterschiedlicher Methoden bedient, die in spezifischen Forschungsprojekten – je nach Fragestellung, Feldbesonderheiten, Ressourcen – miteinander (synchron wie diachron) kombinierbar sind, unter anderem:

- Die Teilnehmende Beobachtung (siehe dazu Abschn. 2.2.3) gilt als Herzstück jeder Ethnographie, wobei der Partizipationsgrad in der Regel höher ist als bei bloßer Beobachtung in einem monomethodischen Vorgehen, wenn also „nur“ mit Beobachtung gearbeitet wird.
- In der Regel werden Interviews (siehe dazu Abschn. 2.2.1), manchmal auch Gruppendiskussionen (siehe dazu Abschn. 2.2.2) durchgeführt, die vielfach informeller Natur sein können (d. h. im Feld ad-hoc ohne Leitfaden und Aufnahmegerät durchgeführt und in einem Protokoll oder in den Feldnotizen festgehalten

werden), mitunter aber auch formalisiert erfolgen können (z. B. als narrative oder problemzentrierte Interview mit *Key Informants* aus dem Feld).

- Im Feld werden ergänzend oft alle möglichen relevant oder interessant erscheinenden Dokumente gesammelt und ausgewertet (z. B. Medienberichte, programmatische Statements, Vorschriften, Visitenkarten, Flyer, Veranstaltungsprogramme, Alltagsnotizen von Akteuren aus dem Feld, Fotos und Videos – auch selbst produzierte), was nicht zuletzt zum besseren Verständnis des Forschungskontextes beiträgt.

Das Besondere der Ethnographie ist gleichwohl die Position des Forschers im Feld: Zum Verständnis und zur Rekonstruktion der „Insider“-Perspektive der im Feld Handelnden wird er selbst zum Akteur, mit all den alltäglichen und alles andere als alltäglichen Herausforderungen, die das gerade auch methodisch mit sich bringt. Diese Komplexität des Forschungsansatzes, die die Komplexität der untersuchten sozialen und politischen Handlungswelten reflektiert, lässt sich in der Beschreibung von Lorraine Bayard de Volo und Edward Schatz (2004, S. 267) erkennen, die das Ziel der Ethnographie darin sehen,

to uncover emic (insider) perspectives on political and social life and/or ground-level processes involved therein. Ethnographic methods typically include some combination of the following: living in the community being examined; learning a local language or dialect; participating in the daily life of the community through ordinary conversation and interaction; observing events (meetings, ceremonies, rituals, elections, protests); examining gossip, jokes, and other informal speech-acts for their underlying assumptions; recording data in field notes that attempt to produce daily accounts of social and political life; in other ways letting trust and emotional engagement be of benefit to the research project. In short, ethnographers immerse themselves in their research setting and attune themselves to the daily rhythms of their subjects' existence.

Welche Implikationen dies für die ethnographische Forschungspraxis und den darin und dadurch stattfindenden Erkenntnisprozess hat, ist in der kurzen Reflexion von Adam Ashforth (2005, S. x–xi) zu erahnen, die er seinem Bericht *Witchcraft, violence, and democracy in South Africa* voranstellt:

Fortunately, from my first day in Soweto I was blessed with remarkable friends who guided me through the pleasures and perils of life in the township. They steered me toward what little understanding of their world I can now claim, though they do not always agree with the way I have come to understand this place. I have read widely in the years since I began getting to know Soweto, but the essence of whatever I know about this place I have learned through my friends: how I know it is

by being there as a friend. This is both the strength and the weakness of what follows. For what I came to understand—dimly, slowly, over many years of fumbling in the dark—is that their world is my world, and mine theirs, and yet we also live in worlds apart.

Diese Forschungsnotiz macht deutlich, weshalb wir die Ethnographie im einleitenden ersten Kapitel dieses Lehrbuches unter die *Co-Writing Cultures* subsumiert haben (siehe Abschn. 1.3 und 1.4). Wie kaum ein anderer empirischer Forschungsansatz erlaubt und erfordert die Ethnographie einen intensiven – mehrere Wochen, Monate, mitunter Jahre andauernden – Austausch mit den Akteuren im Feld, um gemeinsam die interpretativen Praktiken zu rekonstruieren, die zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort dominieren und Politikprozesse und -ergebnisse beeinflussen, und diese in einer eingängigen Story zu verdichten, die die Erfahrungsspuren der beforschten und mitforschenden Akteure trägt.³⁹

Die Merkmale der Ethnographien, die Zoe Bray (2008) anführt, korrespondieren zugleich mit den forschungsphilosophischen Hintergründen, mit denen wir im ersten Kapitel die *Co-Writing Cultures* eingeführt haben:

- *Naturalismus*: „The goal is to understand behaviour in its habitual context, as opposed to an abstract or laboratory setting, and to interpret how people give meaning to their experiences“ (Bray 2008, S. 300). Längere Feldphasen (der Ethnograph spricht hier, wie schon mehrfach vermerkt, von „going native“) sind die Regel, um eine naturalistische, kontextsensible Forschung zu betreiben. Diese werden indes immer wieder durch bewusste Phasen des Herausgehens aus dem Feld unterbrochen, um eine Distanz zum Feld wiederzugewinnen, die gesammelten Daten zu ordnen und zu analysieren und mit diesen neuen Erkenntnissen und einem präziseren Blick mit geschärfter Forschungsfrage wieder zurück ins Feld gehen zu können.
- *Holismus*: Ethnographie „is founded on the idea that something can only be more fully understood when looked at as parts of its ‘whole’ system, and by assuming that a ‘whole’ is more than the sum of its parts“ (Bray 2008, S. 302). Eine holistische („ganzheitliche“) Untersuchung des Phänomens setzt eine

³⁹Das angeführte Zitat von Ashforth ist beispielhaft auch für die kritische Selbstreflexivität, die ethnographische Forschung benötigt, um im Bemühen um einsichtsreiches „going native“ die konstitutiven Rollen- und Statusdifferenzen zwischen Forschenden und Beforschten bzw. Mitforschenden nicht zu verdecken oder gar zu vergessen. Dies spielt nicht zuletzt bei Forschung in postkolonialen Kontexten und/oder mit marginalisierten, vulnerablen Gruppen eine große Rolle.

Multiperspektivität voraus, die durch Integration unterschiedlicher methodischer Verfahren erreicht werden soll. Dabei gilt es, eine Kontextsensibilität schon bei der Datenerhebung zu entwickeln. Als Beispiel führt Bray das Verhalten von Fußballfans an, das durch teilnehmende Beobachtung von Spielen im Stadium und durch informelle Gespräche in diesem Setting beforscht werden kann: „Responses to these questions are likely to be different in the context of a match than in a neutral setting stripped of the emotion fuelling the football fans’ self-expression“ (Bray 2008, S. 302). Zusätzlich zu diesen Methoden kann die Sammlung von Zeitungsartikeln zu den Spielen und den Leserkommentaren, das Heranziehen von Statistiken, die Analyse von Internet-Fanseiten usw. sinnvoll sein.

- *Theoretische Offenheit und Reflexivität*: Es wird i. d. R. ohne einen theoretischen Rahmen oder fundierte theoretische Vorannahmen oder zu überprüfende Hypothesen ins Feld gegangen, da vorab festgelegte Konzepte dazu führen (können), dass alles durch die so vorgegebene Brille wahrgenommen und interpretiert wird; es besteht die Gefahr, dass man dadurch das „findet“, was erwartet wird, obwohl es aus einem anderen Blickwinkel – etwa der im Feld handelnden Akteure – mit ganz anderer Bedeutung versehen ist. Demgegenüber erhalten sogenannte „sensitizing concepts“, die auf Basis der prozessual gewonnenen Daten entwickelt, theoretisch verdichtet und dann als analytische Werkzeuge verwendet werden, um den Blick auf das zu untersuchende Phänomen zu schärfen, eine forschungsleitende Funktion. Die Reflexivität der Forschenden spielt daher eine besondere Rolle, wenn es darum geht, sich der konstitutiven, oft wenig bewussten, vielfach habituell verankerten Vorannahmen, bewusst zu werden, und Fehldeutungen zu vermeiden. Gerade in Forschungsfeldern, die einem „vertraut“ erscheinen, gilt es, einen „fremden Blick“ zu entwickeln, um „sein eigenes fragloses (Hintergrund-)Wissen zu explizieren“ (Honer 2003, S. 194) und für die Analyse und Interpretation fruchtbar machen zu können.

Wann (oder wozu) aber kann oder soll vor diesem Hintergrund auf Ethnographie als integrierten Forschungsansatz sinnvoll zurückgegriffen werden? Im Folgenden ist eine kleine Auswahl an ethnographischen Studien, berühmte „klassische“ wie innovative neuere, angeführt, deren Titel es sich lohnt, aufmerksam zu lesen:

- Ashforth, Adam (2005). *Witchcraft, violence, and democracy in South Africa*. Chicago: University of Chicago Press.
- Autesserre, Severine (2014). *Peaceland: Conflict Resolution and the Everyday Politics of International Intervention*. Cambridge: Cambridge University Press.

- Berliner, Joseph (1957). *Factory and Manager in the USSR*. Cambridge: Harvard University Press.
- Busby, Amy (2013). *The Everyday Practice and Performance of European Politics: An Ethnography of the European Parliament*. Dissertation. Universität Sussex.
- Fenno, Richard E. Jr. (1990). *Watching Politicians: Essays on Participant Observation*. Berkeley: Institute of Governmental Studies.
- Infantino, Federica (2016). *Outsourcing Border Control: Politics and Practice of Contracted Visa Policy in Morocco*. New York: Palgrave Macmillan.
- Korteweg, Anna C. (2006). The Construction of Gendered Citizenship at the Welfare Office: An Ethnographic Comparison of Welfare-to-Work Workshops in the United States and the Netherlands. *Social Politics*, 13(3), 313–40.
- Larsen, Flemming & Wright, Sharon (2014). Interpreting the Marketisation of Employment Services in Great Britain and Denmark. *Journal of European Social Policy*, 24(5), 455–469.
- Majic, Samantha (2013). *Sex Work Politics: From Protest to Service Provision*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Pachirat, Timothy (2011). *Every Twelve Seconds: Industrialized Slaughter and the Politics of Sight*. New Haven: Yale University Press.
- Piven, Frances Fox & Cloward, Richard A. (1979). *Poor People's Movements: Why They Succeed and How They Fail*. New York: Vintage.
- Scott, James C. (1985). *Weapons of the Weak: Everyday forms of Peasant Resistance*. New Haven: Yale University Press.
- Soss, Joe, Fording, Richard C., & Schram, Sanford F. (2011). *Disciplining the Poor: Neoliberal Paternalism and the Persistent Power of Race*. Chicago: University of Chicago Press.
- Watkins-Hayes, C. (2011). Race, Respect, and Red Tape: Inside the Black Box of Racially Representative Bureaucracies. *Journal of Public Administration Research & Theory*, 21, 233–251.
- Wessels, Joshka Ivanka (2016). YouTube and the Role of Digital Video for Transitional Justice in Syria. *Politik*, 19(4), 30–54.

Bei der Lektüre dieser Zusammenstellung fallen unter anderem auf: 1) die thematische Vielfalt der Studien, die sich auf alle empirisch befassten Subdisziplinen der Politikwissenschaft beziehen; 2) die Mehrzahl an Büchern (gegenüber Journal-Artikeln), die darauf hinweist, dass das Erzählen einer guten Story auf Basis einer oft langjährigen Feldforschung Raum braucht, um entfaltet werden zu können; 3) die unterschiedlichen Möglichkeiten, Ethnographie als Single-Site-, Multi-Site und Virtual-Site-Forschung durchzuführen, je nachdem ob sie

an *einem* spezifischen Ort (z. B. dem Europäischen Parlament: Busby 2013), an *mehreren*, von einander räumlich getrennten Orten (z. B. Welfare-to-Work-Maßnahmen in den Niederlanden und den USA: Korteweg 2006) oder im virtuellen Raum im Internet (z. B. Youtube-„Aktivismus“: Wessels 2016) stattfindet.

In diesen Studien bilden sich darüber hinaus die Forschungskontexte bzw. Forschungsziele ab, die Ethnographie als interpretativen Ansatz nahelegen. Nicht ganz trenn- und kategorial unscharf zusammengefasst, möchten wir hier auf drei in der Literatur diskutierte Kontexte und Ziele hinweisen:⁴⁰

- Systematischer Einbezug und programmatische Wertschätzung der Insider-Perspektive der im Feld handelnden Akteure: Pointiert schreiben dazu Lorraine de Volo und Edward Schatz (2004, S. 268):

Unless we believe that agents have no bearing on political outcomes, we must employ tools that uncover, rather than presuppose, individuals' motivations and behaviors. By examining how actors themselves view the myriad political situations in which they are involved, we bring to the fore their influence on political outcomes, constrained as it is by structural factors.

Die Autoren machen dies unter anderem an der Bedeutung der subjektiven Sicht der Handlungsakteure im Kontext von Identitätspolitik deutlich.⁴¹ Auch kann die systematische Berücksichtigung der Insider-Perspektive zu einer „conceptual innovation“ beitragen, wie Schatz (2009, S. 315) in seinem viel rezipierten Buch *Political Ethnography: What Immersion Contributes to the Study of Power* schreibt: Im Sinne einer induktiven Forschung können neue – die komplexe Widersprüchlichkeit von Handlungsfeldern reflektierende – Konzepte empirisch fundiert entwickelt werden, die zur Theoriebildung in der Politikwissenschaft beitragen. Eine programmatische Wertschätzung der Insider-Perspektive spiegelt zugleich auch den Wunsch vieler interpretativ Forschender wieder, zu einer Stärkung des sozialen und politischen *Agency* der beforschten Akteuren

⁴⁰Siehe auch ergänzend die Funktionen, die der Beobachtung als politikwissenschaftlich relevante Forschungsmethode in Abschn. 2.2.3.1 zugeschrieben wurden.

⁴¹In ihren Worten: „[...] some forms of political competition hinge directly on self-perception. Here, we have in mind what has come to be loosely called „identity politics,“ i. e., the power dynamics that surround claims to membership in ethnic, national, racial, religious, sexuality, or gender groups. In such contests, the collective meanings that underpin groupness are critical. What political meanings are linked to being a woman in urban Iran, or a peasant in rural Russia, or a Hutu in contemporary Rwanda? How do these varied meanings influence political processes?“ (Lorraine de Volo und Schatz 2004, S. 268).

beizutragen, etwa wenn es in gesellschafts- und machtkritischer Sicht um Gruppen geht, mit deren politischen Überzeugungen und Kämpfe man sympathisiert. Politische Ethnographie, schreibt Schatz (2009, S. 315), betreibt man möglicherweise einfach „nur“, um den Sorgen und Nöten von Menschen Legitimität zu verleihen.

It is typically to bypass top-down, often state-driven imperatives. To publish ethnographic work, in turn, is potentially to let the people being studied „speak“, an exercise that gives voice to the powerless, the subaltern, and the understudied; it is therefore an inversion of the usual relationship between researcher and researched. In turn, letting the subject speak may have implications for policy. When welfare recipients, victims of shantytown violence, or women who have lost children in civil wars are heard, their predicaments are brought to light, where they otherwise would remain in shadow. The value of such research thus inheres in a combination of normative commitments and empirical focus.⁴²

- Beforschung „schwieriger“ Settings in schwer zugänglichen Feldern: Lorraine de Volo und Edward Schatz (2004, S. 269) vermerken, dass „in cases where government statistics are suspect, media outlets are controlled by political interests, and poverty, lack of infrastructure, illiteracy, or political violence impede survey research, ethnographic approaches are often the most reliable and practical means of collecting data“. Ethnographische Forschung zu politikwissenschaftlich einschlägigen Phänomenen und Fragen findet nicht selten statt, in denen stärker formalisierte Forschungsmethoden kaum zur Anwendung gebracht werden können. So diskutiert Stefan Malthaner (2014) die Besonderheiten ethnographischer Feldforschung im Kontext gewaltsamer Konflikte und autoritärer Regime, die die Notwendigkeit der Anpassung des methodischen Vorgehens an den Untersuchungskontext, den längerfristigen Aufbau von Vertrauen, vor allem aber auch die Herstellung von Sicherheit nicht nur für den Forscher, sondern die Forschungspartner beinhaltet. Gerade in solch schwierigen Forschungskontexten komme der ethnographischen Feldforschung jedoch große Bedeutung zu:

⁴²Ethnographie kann so z. B. durch forschungsprozessbegleitende oder -abschließende Rückspielung der Beobachtungen und Befunde ins Feld zu einer reflexiven Handlungspraxis der Akteure beitragen; der Impact von Forschung ist dann sehr immanent und kann wiederum zum Gegenstand von Forschung werden. Der Hinweis von Schatz, dass durch ethnographische Forschung subalterne zum Sprechen gebracht werden können, ist indes, nimmt man die Debatte um die „Krise der Repräsentativität“ ernst, die u. a. auch in den Postcolonial Studies Wiederhall findet, zu problematisieren (vgl. z. B. Kühner et al. 2016).

Political mobilization, virulent conflicts, and violent confrontations are particularly fruitful contexts for observation and interviews, because politics are suddenly played out in the open, because people become eager to tell their story and present their point of view to outsiders, and because people often appreciate researchers taking the effort and the risk to study events on site. Where the political context is hostile, encounters in ‘pockets of hospitality’ may, in fact, be even more open, trustful, and rich information, rewarding researchers for any troubles she/he might have taken to get to the scene (Malthaner 2014, S. 190).

- Einsichten in Handlungsfelder, die nicht per se oder vorab als „politisch“ markiert oder wahrgenommen werden und oft mikropolitische Phänomene betreffen. Brodtkin (2017, S. 131 f.) führt dazu aus:

[...] ethnographic studies open to inquiry areas of political activity that are not necessarily recognized as political, because they occur outside of “normal” political channels and on terms that are not explicitly or even intentionally political. Yet, these activities may be understood as political to the extent that they have bearing on how beliefs are shaped and interests advanced or suppressed. In effect, they are political to the extent that they, directly or indirectly, affect “who gets what, when, and how” (Lasswell 1936). Ethnographic methods enable researchers to probe beyond the boundaries of their assumptions by immersing themselves in the world of their subjects and learning how their subjects experience the world.

In dieser Hinsicht ist die oben genannte Insider-Perspektive forschungsleitend. Das bedeutet aber auch, dass manchmal zu Beginn einer ethnographischen Tätigkeit der konkrete politikwissenschaftliche Beitrag der Forschung noch nicht klar ist. Dies setzte nicht nur Offenheit und Flexibilität beim Forscher voraus, sondern vor allem auch ein hohes Maß an Unsicherheitstoleranz, da mitunter nicht geplant werden kann, worauf die Forschung hinausläuft.

Diese prinzipielle Offenheit des Forschungsprozesses ist nicht die einzige Herausforderung, der sich ethnographische Forschung stellen muss. Viele Herausforderungen in ethnographischer Forschung sind prinzipiell ähnlich der Forschung mit teilnehmender Beobachtung, etwa in Bezug auf den Feldzugang (hier spielen Kontakte zu *Gate-Keepers* eine wichtige Rolle), den Aufbau stabiler und vertrauensvoller Beziehungen zu den Akteuren, die Bedeutung von Feldnotizen und des Forschungstagebuchs, die Nutzung sensibilisierender Konzepte, den schwierigen Umgang mit Nähe und Distanz sowie ethische Fragen. Diese wurden in dem Abschnitt zur Beobachtung (siehe Abschn. 2.2.3) diskutiert. Hervorzuheben ist die – ebenfalls dort u. a. durch Hinweis auf die „dichte Beschreibung“ angeführte – Herausforderung der Interpretation und Verschriftung der „Befunde“.

Die Anführungszeichen sind bewusst gesetzt, da nicht nur die Einzelanalysen der gewonnenen Daten (aus Beobachtungen, Gesprächen, Dokumenten etc.), sondern gerade auch die Zusammenführung der durch unterschiedliche Einzelmethode mit je unterschiedlichem Maß an Subjektivität des Forschers hervorgebrachten unterschiedlichen Datensorten zu „Befunden“ alles andere als einfach ist. Eine standardisierte und über Regeln sich anzueignende Interpretations-„Technik“ gibt es in der Ethnographie nicht. Nicht zuletzt durch das Kontextspezifische jedes Projektes ergeben sich Besonderheiten für den interpretativen Umgang mit den Daten (zu denen auch qua Reflexion erschlossene eigene Erfahrungen und Gefühle zählen können). Die Verschriftung stellt in der Ethnographie immer einen kreativen Akt dar,⁴³ der die Befunde sinnvoll integriert, aber die mit der wissenschaftlichen Darstellungsform verbundenen Tendenz einer „Totalisierung“ des Phänomens durch Ausblendung von erfassten Ambivalenzen und Widersprüchen widerstehen muss. Eine Möglichkeit ist, alternative Deutungsmöglichkeiten in der Studie selbst zu diskutieren. Ethnographien erscheinen nicht selten als ein *Cross-Over* unterschiedlicher (wissenschaftlicher wie literarischer) Genres und Textelementen, indem narrative Passagen (in denen aus der Sicht der Forschenden geschrieben wird) mit diskursiven (die den Blick der Akteure im Feld abbilden), analytischen (die auch statistische Auswertungen enthalten können) und stärker illustrativen (in denen ein Befund mit Datenmaterial veranschaulicht wird) kombiniert werden. Im Hinblick auf eine Veranschaulichung der Interpretationsbefunde können Fallvignetten (vgl. z. B. Langer 2013, 2016) ein produktives Element der Darstellung sein.

Im Folgenden führen wir ausschnittsweise einen reflektierenden Bericht zu einer (ungeplanten) Ethnographie in Südkorea an, den Susan Kang (2017) vorgelegt hat. Er zeigt recht anschaulich, welche Bedeutung ethnographische Verfahren im Rahmen eines Forschungsprojektes erhalten können und wie die Forschungserfahrungen im Feld den Erkenntnisprozess beeinflussen. Die qualitative Studie, auf die die Autorin dabei rekurriert, wurde – als Hinweis für interessierte Leser – einige Jahre zuvor unter dem Titel *Human Rights and Labor Solidarity: Trade Union in the Global Economy* publiziert (Kang 2012).

⁴³Charles Tilly (2006, S. 411) spricht in dieser Hinsicht davon, dass „first-rate political ethnography cannily combines art with science“. Eine Interpretation hat sich durch die Sinnhaftigkeit, Kohärenz und Nachvollziehbarkeit – im Sinne einer *Co-Writing Culture* auch durch Resonanz bei den Akteuren bzw. Stakeholdern im Forschungsfeld – zu bewähren. Eine vielversprechende Einübung in die ethnographische Interpretationspraxis gibt – wie bei vielen anderen interpretativen Verfahren auch – die intensive Lektüre einschlägiger Studien.

[...] this article draws on my three-month field experience in Seoul, South Korea, in the summer of 2006—a research trip that initially was intended for elite interviews of government officials, trade-union officers, and other public figures. The goal of this research was to consider the extent to which international law—as protected and promoted by key international organizations including the International Labor Organization (ILO)—influenced and assisted trade unions in their struggle to protect their basic organizing rights in the context of difficult domestic political circumstances.

The ILO documents were detailed and—combined with other publicly accessible documents about South Korea’s labor-rights problems from the Organisation for Economic Co-operation and Development (OECD) and human-rights organizations (e. g., Amnesty and Asia Watch, Human Rights Watch’s Asian division)—I had a relatively strong picture of the political events that had occurred since 1996. However, I did not know how these worker-organization complaints to the ILO had influenced subsequent labor politics and legal reform. As a result, I went to South Korea in the summer of 2006 to speak with trade-union activists and government officials about the effects of what I called the “transnational normative negotiation” among the government, unions, and international organizations (Kang 2012). Given my timeline and finances, I had planned to only speak with “elites” rather than conduct ethnographic research.

On arrival, my research took a more participatory turn as contacts and new friends offered to take me to rallies, meetings, and other events that comprised the everyday politics of South Korean trade-union activity and protest. The two contacts that I made through mutual friends and my university affiliations were key to gaining access to broader trade-union politics, meetings, and events. The first contact was a Canada-based PhD student of economic geography who had been in the country for several months and had established ties to the labor community through his university affiliation. The second was a PhD student at Korea University who was a former student protester and married to a professional union organizer employed by South Korea’s progressive trade-union federation. Through these contacts, I had personal connections with many key trade-union leaders, and I quickly learned about events and opportunities to engage in participant observation, particularly about the proposed US–Korea Free Trade Agreement (FTA), which was being discussed at the time. Consequently, I was able to participate in several mass protests organized against the FTA as well as smaller, more focused protests during my field research.

Mass protests were not new in South Korea in the 2000s. However, the extent of South Korean civil-society’s mobilization capacity (particularly around labor issues) was not readily obvious to the outside world in 2006 (when I departed for my field-work) due to limited international media coverage. The ILO and other supporting documents that I read before my arrival could not reveal how mass protests—labor-related or otherwise—were indicative of norms and expectations between the police and demonstrators appropriate to the context of a society that had recently transitioned to democracy. In other words, my field research immersed me in the South Korean culture of protest, and my findings challenged the assumptions of more Western-focused theories. Certain confrontational tactics and protest strategies that might be considered “extreme” or unreasonable in US-based settings were commonplace in South Korea. My Korean PhD friend told me of student protesters

running from the police in the 1990s and how a group of unaffiliated housewives physically blocked the riot police from pursuing them down their street.

Because I am trained as a political scientist with a focus on labor rights, my immersion in the protests provided important contextual insights for key questions in my subsequent book, including how states, nonstate actors, and international organizations engage in a normative debate about which behaviors constitute legitimate human-rights violations—in other words, violations of a state's international legal commitments. Specifically, I learned about how South Korea's culture of protest, as an outcome of the decades-long dictatorship and related state-legitimacy issues, resulted in disruptive and directly confrontational "repertoires of contention" (Tilly 1993). This refers to the normalized, deliberate, and culturally specific "established ways in which pairs of actors make and received claims bearing on each other's interests" (Tilly 1993, 265). In other words, South Korean trade-union activists and police participated in public politics in a way that reflected their established practices of protest. However, the South Korean government attempted to misrepresent events between trade unions and the police—characterizing them as violent, destructive, and unreasonable—to delegitimize labor activists' positions. Engaging in participant observation in South Korea familiarized me with the specific and well-established repertoires of contention between the state's police force and labor protesters in South Korea. In turn, this helped me to interpret the claims and counter-claims between the state and trade unions in ILO documents.

2.4.2 Grounded Theory

„Research is hard work, it's always a bit suffering. Therefore, on the other side research should be fun“ (Legewie und Schervier-Legewie 2004). Das Plädoyer von Anselm Strauss, einem der Mitbegründer der *Grounded Theory* (GT), dass Forschung gerade deswegen, weil sie harte und mitunter leidvolle Arbeit ist, auch Spaß bereiten sollte, scheint zunächst, zumindest auf thematischer Ebene, dem Ursprung dieses spezifischen Forschungsansatzes wenig angemessen. Die GT wurde von den US-amerikanischen Soziologen Anselm Strauss und Barney Glaser mit ihren mittlerweile „klassischen“ Studien zum Phänomen des Sterbens, genauer gesagt zum institutionalisierten Umgang mit Sterben im Krankenhaus – dem *Awareness of Dying* (Glaser und Strauss 1965) – entwickelt. Worin besteht also genau der „fun“ bei der Forschung (hoffentlich nicht nur mit der GT, möchte man ergänzen)? Es scheint die Analyse- und Erkenntnislogik zu sein, die mit der GT verbunden (aber nicht auf sie beschränkt) ist, die zu „fun-related moments“ im Forschungsprozess führen: jene AHA-Momente, die mit dem regelhaft angeleiteten, aber doch immer wieder sehr plötzlich auftretenden Entdecken von Neuem in den empirischen Daten einhergeht. Denn eben darum geht es der GT (auch): Ausgehend von einem zunächst oft vagen und offenen Forschungsinteresse

(„What is going on here?“, würde der Ethnomethodologe Herold Garfinkel sagen) sich zunächst wenig theoriegeleitet in die unendlichen Weiten des Feldes zu begeben, um dessen mitunter so widersprüchlich erscheinende Komplexität, die sich in den Daten widerspiegelt, durch systematische Forschungsstrategien zu Konzepten und Kategorien zu verdichten, sie als empirische Puzzle-Stücke zu einem sinnhaften Gesamtbild anzuordnen, über das eine gute Geschichte erzählt werden kann. Wer das, nach immer wieder auftretenden Phasen der Orientierungslosigkeit im Datengewusel und Übermannung durch das Material, schon einmal erlebt und mit einem Mal den Erkenntnisgewinn, der daraus resultiert, realisiert hat, also begreift, wie das alles plötzlich Sinn ergibt und sich auf einen Nenner bringen lässt, der in der GT „Schlüsselkategorie“ heißt, wird Strauss' Plädoyer unterschreiben können.⁴⁴

Doch zurück an den Anfang: Die Entwicklung der GT erfolgte aus einem Unbehagen und einer Kritik an der US-amerikanischen Sozialforschung der Nachkriegszeit, die zum einen von rein quantitativen Methoden dominiert war und zum anderen an „kleinen Problemen“ im Kontext bestehender Großtheorien orientiert war, wie Glaser und Strauss rückblickend vermerken:

Im Ergebnis verwandelten viele unserer Lehrer die soziologischen Institute in bloße Ruhestätten der Theorien der „Großen Männer“. (...) Zur Zeit werden Studenten darin ausgebildet, die Theorien der „Großen Männer“ zu beherrschen und sie häppchenweise zu testen, kaum aber darin, die Theorie als Ganze in Hinblick auf ihre Stellung oder Generierung in Frage zu stellen. Im Ergebnis haben sich viele potentiell kreative Studenten darauf beschränkt, sich mit den kleinen Problemen zu befassen, die ihnen von den „großen Theorien“ hinterlassen worden sind (zit. nach Breuer 2009, S. 17).

Ihr Siegeszug lässt sich demnach nicht zuletzt durch die Hoffnung verstehen, mit der GT endlich eine sozialwissenschaftlich fundierte, quantitativ verfahrensforschung „ebenbürtige“ Methodologie qualitativer Forschung zu erhalten. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde die GT zu einem der wichtigsten und am meisten verbreiteten Forschungsstile in der qualitativen Sozialforschung

⁴⁴Ein zweites Motiv mag mit dem Plädoyer verbunden sein, das mit dem Anspruch von Strauss, zu dem beizutragen, was Norman Denzin als emanzipatorisches oder transformatives Ziel interpretativer Forschung ausgegeben hat: zu „social change“. In dem Interview, aus dem das Zitat entnommen ist, erzählt Strauss weiter: „Das heißt für mich, sich für die Menschenrechte und die bürgerlichen Freiheitsrechte einzusetzen, die in jeder Generation von neuem erkämpft und gesichert werden müssen. Dazu möchte ich mit meiner Arbeit beitragen“.

und findet in Soziologie und Politikwissenschaft, Erziehungs- und Wirtschaftswissenschaft, Psychologie und Medizin Verwendung. Indes: Nicht überall, wo *Grounded Theory* draufsteht, ist auch *Grounded Theory* drin: In einer Studie zur Verwendung der Bezeichnung GT in *Information Systems Research* zeigen Mata-vire und Brown (2008), dass sich die Anzahl von empirischen Studien in dieser wirtschaftswissenschaftlichen Subdisziplin im Zeitraum zwischen 2001 und 2005 im Vergleich zu 1995 bis 2000 mehr als verdreifacht hat, von diesen aber fast zwei Drittel lediglich die Kodiertechnik zum Zweck der Datenanalyse herausgepickt haben und von diesen wiederum fast zwei Drittel dies in einer vorab theoriegeleiteten Art und Weise getan haben, die den Prinzipien der GT komplett zuwiderläuft. Der Befund lässt sich wohl generalisieren: GT fungiert in den meisten Disziplinen oft als Label, um systematische empirische Arbeit zu suggerieren, ohne dass die GT als spezifischer Methodologie bzw. Forschungsstil zum Tragen kommt (vgl. auch Greckhamer und Koro-Ljungberg 2005). Um derartigen Missbrauch in fremden Studien erkennen und eine informierte Entscheidung treffen zu können, ob die GT für das eigene empirische Projekt sinnvoll anwendbar ist, werden im Folgenden wesentliche Charakteristika der GT angeführt und im Hinblick auf ihre forschungspraktische Nutzung diskutiert.

Bei welchen Forschungsvorhaben ist die GT demnach geeignet? Sie bietet sich generell immer dann an, wenn – ihrer Bezeichnung entsprechend⁴⁵ – durch die empirische Forschung ein Beitrag zur Theorieentwicklung beabsichtigt ist. Besonders geeignet scheint sie bei einem offenerem Vorgehen, wenn also zu Beginn des Forschungsprozesses noch keine präzise Fragestellung vorhanden ist, sondern eine relativ vage Problemstellung oder ein interessantes Phänomen, das näher untersucht werden soll. In dieser Hinsicht wird die Forschungsfrage erst nach und anhand des empirischen Materials heraus entwickelt, ist so dem untersuchten Phänomen „angemessen“ und nicht vorab „von Außen“ herangetragen. Es handelt sich damit um einen wesentlich entdeckenden, dabei aber systematischen Forschungsprozess.

Wie lässt sich die GT nun genauer beschreiben? Andreas Böhm (2005, S. 475 f.) führt dazu in seiner kurzen, aber lesenswerten Vorstellung aus:

⁴⁵Die Bezeichnung *Grounded Theory* erscheint insofern etwas irreführend, weil es sich nicht um eine Theorie handelt, sondern – je nach Ausformung oder Nutzung – um eine Methodologie, einen Forschungsstil oder – wie in diesem Lehrbuch – einen integrierten Forschungsansatz. Das heißt aber auch, dass die mitunter in Studien zu findende Bezeichnung der GT als Methode schlichtweg falsch ist oder zumindest der Verdacht besteht, dass ein diese Bezeichnung verwendender Autor nicht wirklich verstanden haben könnte, was er überhaupt gemacht zu haben vorgibt.

Anselm Strauss und Barney Glaser (1967) schufen mit der *Grounded Theory* eine umfassende Konzeption des sozialwissenschaftlichen Erkenntnis- und Forschungsprozesses... Sie reicht von ersten Ideen zu einer Forschungsfragestellung bis zum Erstellen des Ergebnisberichts... Datensammlung, -analyse und Theorieformulierung sind ineinander verschrankt. Die Bezeichnung *Grounded Theory* wird häufig sowohl für die Methode wie auch für das mit dieser Methode erzielte Forschungsergebnis [die empirisch begründete Theorie; PCL] verwendet. *Grounded Theory* lässt sich als gegenstandsbegründete oder -verankerte Theorie übersetzen. Sie erlaubt auf der Basis empirischer Forschung in einem bestimmten Gegenstandsbereich, eine dafür geltende Theorie zu formulieren, die aus vernetzten Konzepten besteht und geeignet ist, eine Beschreibung und Erklärung der untersuchten sozialen Phänomene zu liefern.

Die GT steht in der Tradition des US-amerikanischen Pragmatismus, insofern sie die Problemlösungsorientierung von Forschung stark macht, und des Symbolischen Interaktionismus, insofern sie handlungstheoretisch soziale Interaktionen in den Blick nimmt. In den letzten Jahrzehnten haben sich unterschiedliche Varianten der „klassischen“ GT, wie sie von Glaser und Strauss entwickelt worden ist, herausgebildet. Beide Autoren gingen je unterschiedliche Wege, nachdem sie sich über die Frage, wie mit Vorwissen und vorliegender Theorie umgegangen werden soll, überworfen haben. Mit Glaser ist eine eher postpositivistische Richtung der GT verbunden, Strauss bemühte sich zusammen mit Juliet Corbin (1996) stark um eine Anwendungsorientierung, die die GT für Studierende gut erlernbar machen sollte, Kathy Charmaz (2006) gab der GT eine konstruktivistische Wende und Adele Clarke (2005) legte mit der Situationsanalyse eine post-moderne Variante vor, die ein Cross-over zur Diskursanalyse ermöglicht; und in der deutschsprachigen Debatte schlug Franz Breuer (2009) eine „reflexive Grounded Theory“ vor, die die Subjektivität der Forschenden stärker berücksichtigt. Einen guten deutschsprachigen Überblick über die Geschichte, die theoretischen und methodologischen Grundlagen und unterschiedlichen Positionen in der und Varianten der GT bieten Mruck und Mey (2011) in ihrem GT-Reader.

Den meisten dieser Varianten gemeinsam sind folgende Merkmale, die damit als Kernelemente der GT über die einzelnen Varianten hinweg (wenngleich in unterschiedlicher Gewichtung und mit z. T. deutlichen Modifikationen) angesehen werden können:

- **Orientierung an einem interessierenden *Phänomen*:** Die Forschungsfrage wird regelmäßig erst im Laufe des offenen Forschungsprozesses präzisiert. Breuer (2009, S. 55) spricht in diesem Zusammenhang von einer „schrittweise[n] Elaboration und Fokussierung des Problemthemas im Laufe des Forschungsprozesses“, in dem „Um- oder Neufokussierungen [...] nicht als Scheitern von

Vorüberlegungen oder Vorannahmen“ erscheinen, sondern ein „einkalkuliertes und durchaus erwünschtes Ingredienz und Ergebnis der hermeneutischen Erkenntnisfigur“ seien.

- *Pluralität von Methoden der Datengewinnung*: Es können alle möglichen Methoden zur Datenerhebung verwendet werden. Auch die Kombination unterschiedlicher Methoden ist dabei möglich. Alles kann in diesem Sinn zu Daten werden, was zur Untersuchung des sozialen Phänomens hilfreich ist: Isabel Steinhardt (2015, S. 41) benennt etwa „Interviews, Beobachtungsprotokolle, Feldnotizen, Statistiken, Zeitungsausschnitte, aber auch Literatur“. Das bedeutet, dass die GT prinzipiell auch offen für quantitative Daten ist; gleichwohl stellt das Interview in der aktuellen Forschungspraxis wohl die am häufigsten genutzte Methode dar.
- *Theoretisches Sampling*: Die Zusammenstellung des Samples erfolgt sukzessive in einem zirkulären Forschungsprozess in Abhängigkeit von den Analysen bereits erhobener Daten (siehe dazu die Ausführungen in Abschn. 2.1 in diesem Kapitel und die dort zu findende Abb. 2.1 von Witt (2001) sowie die Überlegungen zu Sampling-Strategien in Abschn. 2.2.1 zum Interview). Theoretisch ist das Verfahren insofern, als es um die Frage geht, welche Fälle für die Spezifizierung von Konzepten im Rahmen der zu entwickelnden Theorie am gewinnbringendsten sind. Wird zu Beginn eines Forschungsprozesses versucht, eine möglichst große Bandbreite unterschiedlicher Fälle zu erhalten, wird die Suche nach „interessanten“ Fällen im Zuge der Analysen, durch die die entwickelten Hypothesen gezielt überprüft und ggf. modifiziert werden können, spezifischer. Dieses systematisch fallkontrastive Verfahren, das mit minimalen und maximalen Vergleichen arbeitet, ist ein Spezifikum der GT und unterscheidet sich sowohl von vorab erstellten, starren Stichprobenplänen (etwa dem *a-priori-determination sampling*, das Flick (2009, S. 115 f.) vorgeschlagen hat) als auch von willkürlicher Fallauswahl erheblich und erlaubt eine systematische Fallauswahl mit dem Ziel der Generalisierung der Befunde über die einzelnen Fälle und den spezifischen Untersuchungskontext hinaus.
- *Prinzip des permanenten Vergleichs* (engl. *constant comparison*): Dieses Prinzip bezieht sich nicht nur auf die systematische Fallauswahl, sondern findet auch im Rahmen der Analyse der Daten Anwendung, insofern dadurch etwa unterschiedliche Ausprägungen eines Konzeptes im empirischen Material identifiziert werden können.
- *Bedeutung von Memos*: Das fortdauernde Schreiben von Memos stellt ein zentrales analytisches und (selbst-)reflexives Instrument der GT dar:

Durch das Schreiben von Memos werden Forschungsaktivitäten und Gedankengänge festgehalten, sodass im gesamten weiteren Prozess damit gearbeitet werden kann. Memos können ganz unterschiedliche Ausprägungen annehmen. Sie können einzelne Ideen zu einer bestimmten Kategorie enthalten oder Ansatzpunkte dafür, welche Daten im Sinne des theoretischen Samplings als Nächstes erhoben werden sollten. Sie können aber auch ganz ausgefeilte theoretische Memos sein, die nach kurzem Redigieren in den Endtext eingehen. Memos dienen als Strukturhilfe, um den Überblick über den Forschungsprozess zu behalten, und stellen gleichzeitig einen Kreativitätsanreiz für den Forscher dar, denn so können alle Ideen, die durch den Kopf schießen, verschriftlicht werden (Steinhardt 2015, S. 140).

Memos weisen damit Ähnlichkeiten zum Forschungstagebuch auf, sind aber systematischer auf die Analyse hin gerichtet. Der Memo-Kopf sollte neben dem Datum der Anfertigung die mit dem spezifischen Memo verbundene Funktion (z. B. als Orientierungsmemo, als Memo zu einer gefundenen Kategorie oder als theoretisches Memo) enthalten; gute und im Laufe des Forschungsprozesses als wichtig sich erweisende Memos können immer wieder aktualisiert und fortgeschrieben werden und so in den Forschungsbericht Eingang finden.

- **Mehrstufige Kodiertechnik:** Die spezifischen Kodierweisen der GT werden oft als das eigentliche Merkmal des Forschungsstils angesehen (für einen anwendungsbezogenen guten Überblick siehe z. B. Böhm 2005). In den meisten Varianten der GT wird zwischen offenem, axialem und selektivem Kodieren unterschieden (wobei dies, wie etwa Kathy Charmaz und andere betonen, an die Erfordernisse eines Projektes angepasst werden kann und z. B. auch nur zwei Kodierstufen sinnvoll und ausreichend sein können).
 - Das *offene Kodieren*, das gerade am Anfang der Analyse oft Zeile für Zeile oder Absatz für Absatz erfolgt, dient dem „Aufbrechen“ der Daten. Dabei werden interessanten „Phänomenen“ Kodes zugeordnet, durch die sie in der Sprache der GT zu „Indikatoren“ werden, also Anzeichen für etwas Grundlegenderes sind, sogenannte „Konzepte“: „Die Phänomene bzw. Indikatoren sind danach das Unmittelbare und Sichtbare, die allgemeinen Konzepte das Dahinterliegende. Letztere sind in den Daten gewissermaßen eingeschlossen, versteckt und müssen durch methodische und kreative Aktivität des Forschers, seine heuristischen und hermeneutischen Bemühungen auf der Basis theoretischer Sensibilität, zu Tage gefördert werden“ (Breuer 2009, S. 71). Kodes können z. B. als sogenannte *in-vivo*-Kodes einschlägige, zitatformige Formulierungen etwa aus einem Interview sein. Kodes/Indikatoren können zu Konzepten zusammengeführt werden, die dann als Bausteine für das zu entwickelnde Modell genutzt werden.

- Eben dies ist dann die Funktion des *axialen Kodierens*: Konzepte werden zu einer Kategorie verdichtet (sozusagen axial um dieses Konzept angeordnet). Damit dies nicht wahllos geschieht, hat Strauss ein Kodierschema vorgeschlagen, durch das Konzepte in einen sinnvollen Bezug gesetzt werden können: „Eine Kategorie wird in den Mittelpunkt gestellt, und ein Beziehungsnetz wird [unter Einbezug der herausgearbeiteten Konzepte und unter Rückkopplung mit dem empirischen Material; PCL] um sie herum ausgearbeitet“ (Böhm 2005, S. 479). In dieser Hinsicht geht es darum, nach den ursächlichen *Bedingungen*, angewandten *Strategien*, dem *Kontext* bzw. den *Interaktionen* und den *Konsequenzen* zu fragen, die mit einer Kategorie verbunden sind. Zur Illustration ist Abb. 2.11 aus einer Studie zur Rekonstruktion subjektiver Gewalttheorien von Jugendlichen von Disselkamp-Niewiarra (2000) angeführt: Als wichtige Kategorie wurde „Macht: Ausübung und Erleben“ aus dem offenen Kodieren gewonnen und in den Daten dann nach den Bedingungen dafür (z. B. „Auftreten in der Masse“), den Kontexten (z. B. „Publikum/Öffentlichkeit“), den Strategien der Akteure (z. B. „Gruppenmitgliedschaft“) und den Konsequenzen (z. B. „Angst“ bei den Erleidenden und „Überlegenheitsgefühl“ bei den Ausübenden) gefahndet.
- Beim *selektiven Kodieren* gilt es schließlich, eine Schlüsselkategorie zu identifizieren und die mit dieser in Zusammenhang stehenden wichtigen

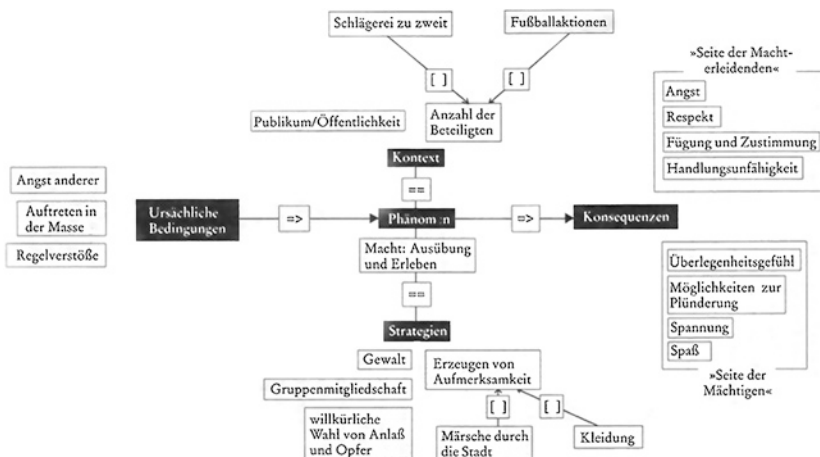


Abb. 2.11 Kodierschema aus der Forschungspraxis. (Disselkamp-Niewiarra 2000, S. 504; entnommen: Halbmayer und Salat 2011)

Kategorien in Beziehung zu ihr zu setzen und so eine kohärente „Story“ erzählen zu können, die damit die Kernbefunde des Auswertungsprozesses enthält und vermittelt.

Schematisch lässt sich der Analyseprozess der GT idealtypisch wie in Abb. 2.12 darstellen.

Die einzelnen Varianten der GT weisen über diese gemeinsamen Charakteristika jedoch auch Unterschiede auf, von denen zwei kurz benannt sein wollen:

- Einbezug von Theorie: Während etwa Glaser dafür plädiert, völlig naiv und theoriefern ins Feld zu gehen, weisen Strauss, Corbin und andere theoretischem Wissen eine wichtige Funktion für die Konzeption und Durchführung eines GT-Projektes zu. Sie sprechen von einer *theoretischen Sensibilisierung* in dem Sinn, dass Theorie in jeder Phase einer empirischen Untersuchung helfen kann, um interessante Phänomene besser zu verstehen, Konzepte und Kategorien sinnvoll zu verdichten und weitere Analyseschritte anzuleiten. Die Konzepte, die sich im Laufe der Analyse herausbilden (und theoretisch verdichtet werden können), sind damit als „*sensibilisierende Konzepte*“ zu verstehen. In anderen Worten: „Instead of prescribing what should be looked at, as would be the case with definitive concepts, sensibilizing concepts indicate the direction in which the researcher could look“ (Bray 2008, S. 303).
- Rolle der Forschenden und Reflexivität: Während in der „klassischen“ GT die Forschenden (post-)positivistisch als objektiv verstanden werden, weisen

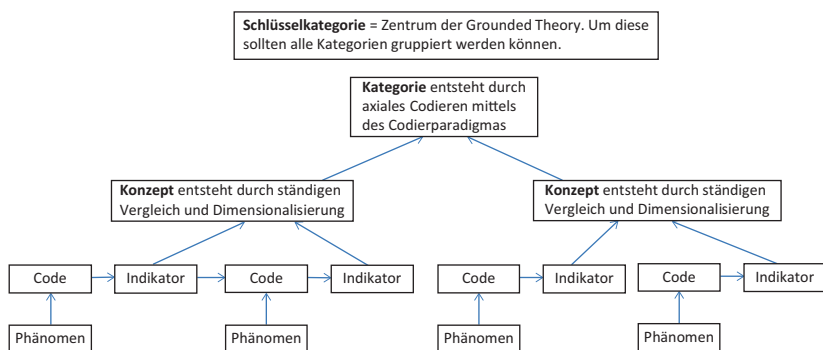


Abb. 2.12 Kodierungsprozess in der GT. (Darstellung: Isabel Steinhardt; rekonstruiert nach Strauss 1998)

neueren Varianten auf den Einfluss hin, den die Subjektivität der Forschenden unweigerlich auf Datengewinnung und -auswertung hat. Die Reflexion der eigenen Position im Feld, der gemachten Erfahrungen, der subjektiven Eindrücke und Emotionen können so selbst zu Daten werden, die es zu analysieren gilt (zur Reflexivität im Forschungsprozess siehe z. B. Kühner et al. 2016).

Mit der sogenannten *Situational Analysis* hat Adele Clarke (2005; in deutscher Übersetzung durch Reiner Keller 2012) eine postmoderne Perspektive der *Grounded Theory* vorgeschlagen, auf die kurz aufmerksam gemacht werden soll. Clarke, eine Schülerin von Anselm Strauss, erweitert die „klassische“ GT durch Einbezug von an Foucault anschließenden Diskursanalysen (siehe Abschn. 2.3.2), indem sie soziales und politisches Handeln in seiner diskursiven Rahmung – als soziale und politische Arenen und Welten – untersucht. Dabei kommen sogenannte *Maps* als vielversprechende Analysetools zum Einsatz, also als Möglichkeiten, die Daten zu strukturieren und auszuwerten. Dies im Einzelnen auszuführen, ist hier nicht möglich. Mathar (2008) hat diese *Mappings* in einem online frei zugänglichen Beitrag anskizziert, auf den für einen ersten Überblick verwiesen werden kann. Ebenfalls online frei zugänglich ist ein Forschungsartikel von Wanda Martin et al. (2016), in dem die Autoren den konkreten Nutzen der Situationsanalyse und insbesondere der *Mappings* bei der Beforschung von kommunaler Nahrungssicherheit („Food Gone Foul?: Food Safety and Security Tensions“) aufzeigen.⁴⁶ Zur Illustration, wie so eine *Map* aussehen kann, die nicht Ergebnis, sondern erkenntnisleitender Analyseschritt ist, wird, ohne eine Aussage über die Qualität der Studie insgesamt zu machen, in Abb. 2.13 eine der dort angeführten *Maps* gezeigt.

Situationsanalysen wurden im Rahmen politikwissenschaftlicher Studien bislang noch kaum genutzt; ihr Potenzial erscheint groß, weshalb die Variante der GT hier besonders Erwähnung findet.

Mit der GT gleich welchen *Coleurs* sind indes mehrere Herausforderungen verbunden, auf die hier nur ansatzweise hingewiesen werden kann. Zum einen ist die GT vergleichsweise aufwendig, da der zirkuläre Forschungsprozess Zeit kostet und aufgrund seiner Offenheit gewisse Unsicherheit mit sich bringt. In kleineren Forschungsprojekten, wenn etwa nur drei oder vier Interviews geführt werden sollen, macht die GT ebenfalls kaum Sinn, da ein theoretisches Sampling nicht

⁴⁶Nahrungssicherheit wird dabei gefasst als „a situation in which all community residents obtain a safe, culturally acceptable, nutritionally adequate diet through a sustainable food system that maximizes community self-reliance and social justice“ (Martin 2014, S. 359).

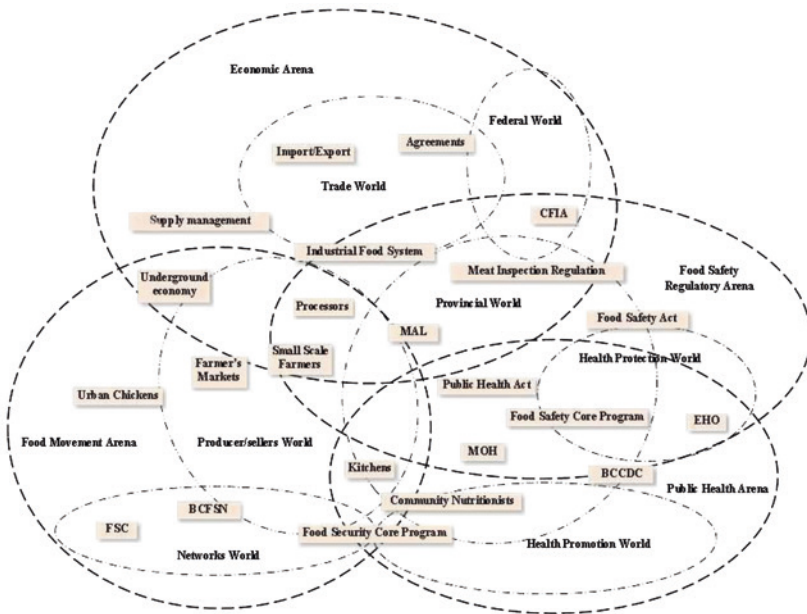


Abb. 2.13 Beispielhafte Darstellung einer *Map* zu sozialen Welten/Arenen im Rahmen der Situationsanalyse. (Martin et al. 2016, S. 101)

durchgeführt werden kann. Dies führt zu der Frage, ob nicht auch einzelne Elemente herausgenommen und für das eigene Projekt verwendet werden können. Die Verwendung von Memos auch außerhalb von GT-Projekten ist natürlich völlig unproblematisch und kann sicherlich einen analytischen Gewinn für Projekte bedeuten, die nicht mit GT arbeiten. Auch kann ein theoretisches Sampling als fallkontrastive Stichprobengenerierung sinnvoll in anderen Forschungszusammenhängen angewandt werden. Inwieweit die alleinige Übernahme der Kodierung zu analytischen Zwecken – etwa als Alternative zu Inhaltsanalysen oder hermeneutischer Interpretation – produktiv möglich ist, ist nicht allgemein zu sagen. In allen Fällen, in denen lediglich einzelne Elemente der GT Anwendung finden, sollte nicht davon gesprochen werden, dass es eine GT-Studie ist, sondern präziser davon, dass die Auswertung der Daten z. B. an den Kodiertechniken der GT orientiert sei. Aber das gilt ja für jede gute Forschung: Beschreibe und begründe, was Du wie getan hast, gerade auch, wenn es der lehrbuchartigen Applikation einer Methode oder eines Ansatzes nicht oder nicht ganz entspricht; aber behaupte

nie, etwas gemacht zu haben, was Du so nicht gemacht hast, in der Hoffnung, den Anschein der Legitimität durch Bezug auf einen berühmten Namen, eine etablierte Methode oder gar ein gutes Lehrbuch zu erhalten (und ja, das Statement ist in einem Lehrbuch natürlich ein Paradox).

2.5 Übungsaufgaben

1. In welchem zweifachen Sinn lässt sich das „Interpretative“ des interpretativen Paradigmas verstehen? Welche theoretischen Prämissen können dafür in Anschlag gebracht werden? (siehe dazu Abschn. 2.1).
2. Was bedeutet Transparenz als Gütekriterien interpretativ verfahrenender Forschung? Recherchieren Sie einen aktuellen Journal-Artikel, der auf einer Studie basiert, die maßgeblich mit interpretativen Methoden durchgeführt wurde: Inwieweit wird dem Gütekriterium der Transparenz in dem Artikel Rechnung getragen? (siehe dazu Abschn. 2.1).
3. Lesen Sie den 2011 in der Zeitschrift *Forum qualitative Sozialforschung* erschienen Artikel „Lebenswege und politisches Feld. Eine Analyse der Machtstruktur der SPD“ von Max Reinhardt, der im Internet frei zugänglich ist.⁴⁷ Der Artikel bezieht sich auf eine Interviewstudie, die der Autor im Rahmen seiner Doktorarbeit durchgeführt hat. Wie beurteilen Sie das in dem Artikel beschriebene Sampling-Verfahren, die Begründung der Methodenwahl und die Durchführung der Interviews? (Siehe dazu Abschn. 2.2.1)
4. Was unterscheidet eine Gruppendiskussion von einem Gruppeninterview? (Siehe dazu Abschn. 2.2.2) Überlegen Sie sich jeweils eine Forschungsfrage, die zum einen mit einer Gruppendiskussion, zum anderen mit einem Gruppeninterview sinnvoll empirisch bearbeitet werden kann! Wie würden Sie die Gruppe für die Diskussion idealiter zusammensetzen und wie würden Sie die Teilnehmer dafür zu gewinnen versuchen – und natürlich: warum?
5. Welche Hilfsmittel gibt es, um Beobachtungen im Feld für den weiteren Forschungsprozess (Weitergabe im Team, Auswertung/Interpretation o. ä.) zu sichern? (Siehe dazu Abschn. 2.2.3). Wählen Sie eines davon aus und führen Sie unter seiner Zuhilfenahme eine teilnehmende Beobachtung zum Fahrstuhlfahren durch, die aus drei Fahrten mit einem Aufzug besteht! Sie können dabei – begründet – entscheiden, welchen Fahrstuhl oder welche Fahrstühle Sie wann und wie genau dafür nutzen. Stellen Sie sich vor, dass

⁴⁷Siehe <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/rt/prINTERfriendly/1688/3211>.

dies Teil einer explorativen Feldphase ist, in der Sie erst einmal – noch ohne präzise Forschungsfrage – was bei dem Phänomen Fahrstuhlfahren überhaupt interessant sein könnte. Mit Herbert Garfinkels etwas ergänzten Worten geht es Ihnen darum zu verstehen, „what the hell is going on here?“ Sie können Ihre Beobachtungen anhand des online zugänglichen Aufsatzes von Stefan Hirschauer zur sozialen Praxis des Fahrstuhlfahrens reflektieren.⁴⁸

6. Was versteht man in inhaltsanalytischer Sicht unter Paraphrasierung, Generalisierung und Reduktion? (Siehe dazu Abschn. 2.3.1). Führen Sie ansatzweise eine kleine Inhaltsanalyse durch, indem Sie diese Sie Analyseschritte auf den folgenden Ausschnitt aus der ersten Pressekonferenz von Donald Trump nach Gewinn der US-Präsidentschaftswahl am 11.01.2017 anwenden:⁴⁹

Thank you very much. It's very familiar territory, news conferences, because we used to give them on an almost daily basis. I think we probably, maybe won the nomination because of news conferences, and it's good to be with you.

We stopped giving them because we were getting quite a bit of inaccurate news. But I do have to say that, and I must say that, I want to thank a lot of the news organizations here today. Because they looked at that nonsense that was released by maybe the intelligence agencies, who knows, which would be a tremendous blot on their record if they, in fact, did that, a tremendous blot, because a thing like that should never have been written, it should never have been had, and it should certainly never have been released.

But I want to thank a lot of the news organizations for, some of whom have not treated me very well over the years, a couple in particular, and they came out so strongly against that fake news and the fact that it was written about by primarily one group and one television station.

So, I just want to compliment many of the people in the room. I have great respect for the news and have great respect for freedom of the press and all of that, but I will tell you, there were some news organizations, with all that was just said, that were so professional, so incredibly professional, that I've just gone up a notch as to what I think of you, OK? All right.

We've had some great news over the last couple of weeks. I've been quite active, I guess you could say, in an economic way, for the country. A lot of car companies are going to be moving in. We have other companies.

Big news is going to be announced over the next couple of weeks about companies that are going to be building in the Midwest. You saw yesterday Fiat Chrysler, big, big factory going to be built in this country as opposed to another country.

⁴⁸Siehe http://www.blogs.uni-mainz.de/fb02-hirschauer/files/2014/12/Hirschauer_Praxis_des_Fahrschuhfahrens.pdf.

⁴⁹Siehe <http://www.cnbc.com/2017/01/11/transcript-of-president-elect-donald-j-trumps-news-conference.html>.

Ford just announced that they stopped plans for a billion-dollar plant in Mexico. And they're going to be moving into Michigan and expanding very substantially an existing plant.

I appreciate that from Ford. I appreciate it very much from Fiat Chrysler. I hope that General Motors will be following, and I think they will be.

I think a lot of people will be following. I think a lot of industries are going to be coming back. We have to get our drug industry coming back. Our drug industry has been disastrous. They're leaving left and right. They supply our drugs, but they don't make them here, to a large extent. And the other thing we have to do is create new bidding procedures for the drug industry, because they're getting away with murder.

Pharma. Pharma has a lot of lobbies and a lot of lobbyists and a lot of power, and there's very little bidding on drugs. We're the largest buyer of drugs in the world, and yet, we don't bid properly. And we're going to start bidding and we're going to save billions of dollars over a period of time, and we're going to do that with a lot of other industries.

I'm very much involved with the generals and admirals on the airplane, the F-35. You've been reading about it. And it's way, way behind schedule and many, many billions of dollars over budget. I don't like that, and the admirals have been fantastic, the generals have been fantastic. I've really gotten to know them well, and we're going to do some big things on the F-35 program, and perhaps the F-18 program, and we're going to get those costs way down, and we're going to get the plane to be even better, and we're going to have some competition and it's going to be a beautiful thing.

So we've been very, very much involved. And other things. We had Jack Ma. We had so many incredible people coming here. They're going to do tremendous things in this country, and they're very excited. And I will say, if the election didn't turn out the way it turned out, they would not be here, they would not be in my office or anybody else's office.

They'd be building and doing things in other countries. So there's a great spirit going on right now, a spirit that many people have told me they've never seen before, ever. We're going to create jobs. I said that I will be the greatest jobs producer that God ever created, and I mean that.

7. Worum geht es bei einer Rahmenanalyse (*Frame Analysis*)? (Siehe dazu Abschn. 2.3.2). Versuchen Sie eine diskurs- bzw. rahmenanalytisch begründete Auswertung einer Rede, die Barack Obama als US-Präsident zur Debatte über das Recht auf Waffenbesitz am 05.01.2016 gehalten hat.⁵⁰ Inwieweit lässt sich aus der Rede ein „counter frame“ zu dem Frame der NRA, der in Abschn. 2.3.2 anhand der Studie „Constructing Threat and

⁵⁰Abrufbar unter <https://www.whitehouse.gov/the-press-office/2016/01/05/remarks-president-common-sense-gun-safety-reform>.

Appropriating ‚Civil Rights‘“ von Lio et al. (2008) skizziert wurde, rekonstruieren? Wie beurteilen Sie den politischen Impact der in der Rede erkennbaren Framing-Strategie von Präsident Obama?⁵¹

8. Was versteht man unter dem „hermeneutischen Zirkel“? (Siehe dazu Abschn. 2.3.3). Erproben Sie Ihre hermeneutischen Deutungskompetenzen anhand des unter Aufgabe 6 gegebenen Redeausschnitts! Worum geht es in hermeneutischer Lesart in der Rede „eigentlich“, d. h. welcher latente Sinn lässt sich herausarbeiten? Beachten Sie dabei den hermeneutischen Zirkel und die Gütekriterien interpretativer Forschung (Aufgabe 2 oben)!
9. Naturalismus und Holismus werden oft als zwei Charakteristika ethnographischer Studien genannt. Was ist darunter zu verstehen? Wie bilden sich naturalistische und holistische Ansprüche in der als Beispiel auszugsweise zitierten Studie von Kang (2017) ab? (Siehe dazu Abschn. 2.4.1).
10. Durch welche Kernelemente lässt sich die Grounded Theory als paradigmatischer Forschungsstil bestimmen? (Siehe dazu Abschn. 2.4.1). Recherchieren Sie eine politikwissenschaftlich einschlägige Studie, die angibt, mit der Grounded Theory gearbeitet zu haben und prüfen Sie, inwieweit diese Kernelemente dort Anwendung fanden? Wie – und wie überzeugend – sind eventuelle Änderungen des method(olog)ischen Vorgehens im Vergleich zu einem auf diesen Elementen basierenden Vorgehen begründet? Vor diesem Hintergrund: Wie beurteilen Sie die Qualität des method(olog)ischen Vorgehens und den damit zusammenhängenden inhaltlichen Erkenntnisgewinn der Studie?

⁵¹Für thematisch besonders Interessierte: Eine Rede, die Präsident Trump im US-Wahlkampf am 09.09.2016 zur Frage des Rechts auf Waffenbesitz gehalten hat, finden Sie unter <http://time.com/4445813/donald-trump-second-amendment-speech>.

Qualitative Methoden in der Politikwissenschaft

Eine Einführung

Blatter, J.; Langer, P.C.; Wagemann, C.

2018, VII, 378 S. 34 Abb., 10 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-14954-3